

## NEUE LITERATUR

*Jaworski, Rudolf / Loew, Peter Oliver / Pletzing, Christian (Hgg.): Der genormte Blick aufs Fremde. Reiseführer in und über Ostmitteleuropa.*

Harrassowitz, Wiesbaden 2011, 290 S. und 33 Abb. (Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts 28), ISBN 978-3-447-06271-8.

Reiseführer, das heben die Herausgeber gleich zu Beginn hervor, bilden eine wichtige, gleichwohl lange vernachlässigte Textquelle, die eine Reihe von wertvollen Beobachtungsfeldern wie Kulturtransfer, Fragen kultureller Eigen- und Fremdwahrnehmung, Wirksamkeit populärer Geschichtsbilder eröffnet, die aber auch Informationen über den Wandel von Reisegewohnheiten und die wechselnde Attraktivität von Reisezielen vermitteln kann. Natürlich dürfen Reiseführer nicht im Hinblick auf faktografische Erkenntnis gelesen werden, sie vermitteln aber einen Einblick in Einstellungen zu und Wahrnehmungen von „fremden“ Kulturen. Nimmt man dann noch einen vergleichenden Standpunkt ein, wie es für multiethnische Regionen unabdingbar erscheint, betrachtet also das zu bereisende Gebiet aus der Perspektive unterschiedlicher nationalkultureller Traditionen, Sprachen, Zeiträume, so wird man unweigerlich auf höchst unterschiedliche Aneignungs- und Symbolisierungsprozesse stoßen, aus denen sich Erkenntnisse über Aspekte interkultureller Wahrnehmung zu einer bestimmten Zeit ableiten lassen.

Reiseführer sind zunächst einmal sehr erfolgreiche Textsorten, wenngleich nicht so lukrativ für die Autoren, wie es sich Franz Kafka und Max Brod erträumten, als sie 1911 in Lugano die Idee einer preiswerten Reiseführerreihe entwickelten und diese als „Millionenplan «Billig»“ apostrophierten. Der aktuelle Buchmarkt differenziert allerdings zwischen Individual-, Kompakt- und Spezialreiseführern sowie Generalisten und Magazinen, so der Verlagslektor Hinnerk Dreppenstedt in seinem Beitrag (Der Reiseführer als Produkt auf einem hart umkämpften Markt. Überlegungen eines Lektors, S. 261-277). Reiseführer als standardisierte Textsorte eröffnen somit Perspektiven auf bestimmte (kultur-)historische Inhalte, Ereignisse und Persönlichkeiten und deren jeweilige Bewertung und Vereinnahmung, sei es durch explizite Darstellung oder ebenso durch Verschweigen bzw. Negieren. Reiseführer sind also Teil eines auf der Alltagsebene angesiedelten Diskurses um (populär)historische, literarische, kulturelle Kanonisierungsprozesse, sie konstruieren und konstituieren einen Kanon des vermeintlich Sehenswerten, so Nicolai Scherle in seinem Beitrag „Nichts Fremdes ist mir fremd. Reiseführer im Kontext von Raum und der systemimmanenten Dialektik des Verständnisses von Eigenem und Fremdem“ (S. 53-70).

Dabei ist die Beschäftigung mit Reiseführern nicht ohne praktische Schwierigkeiten, handelt es sich bei ihnen doch um eine gegenwartsbezogene Gebrauchsliteratur, die zu jener grauen Literatur gerechnet wird, die in wissenschaftlichen Bibliotheken nur fallweise gesammelt wird und in anderen Bibliotheken höchstens

in ihrer jeweils aktuellen Auflage. Anders also als bei Reiseberichten aus der Frühen Neuzeit, die in Datenbanken und Spezialbibliotheken vorliegen, sehen sich Forschungen zu Reiseführen seit dem 19. Jahrhundert zunächst vor die Herausforderung eines einigermaßen repräsentativen Textkorpus mit möglichst unterschiedlichen Auflagen gestellt, aus denen sich dann insbesondere nach politischem Wechsel und Grenzverschiebungen wie nach 1918 signifikante Einstellungsänderungen entnehmen lassen. Dennoch können einige übergreifende Charakteristika zu den neuzeitlichen Reiseführern erfasst werden: diese nehmen – so die Herausgeber – eine selektive, in der Regel auf die Hochkultur orientierte Auswahl der jeweiligen Kultur vor. Sie bedienen ferner in erster Linie die Erwartungshaltungen der Reisenden bzw. konditionieren geradezu die Einheimischen auf die Erlebniserwartung der Reisenden. Erwarten diese Exotik, so wird diese eben geboten! Die zielgruppenspezifische und textimmanente Blickverengung führt in der Regel zur Reproduktion tradierter Stereotype, auf die die meisten Beiträge des Sammelbandes stoßen. Will man eine generelle Tendenz ableiten, so scheint aktuell ein Abrücken von bildungsbürgerlichen Ansprüchen hin zu mehr praktischen Reiseinformationen vorzuliegen.

Wendet man sich den Reiseführern für den ostmitteleuropäischen Raum zu, so stellt sich als Ausgangsproblem neben der generellen Frage, wie individuelle Erfahrungen für ein Kollektiv von Lesern erschlossen werden können, die nach dem Umgang mit den historischen Schichtungen der ostmitteleuropäischen Städte, die als ein Palimpsest bzw. ein Depot gesammelter Erinnerungen sich einem national- bzw. monokulturellen Zugriff prinzipiell entziehen. Wie müsste also ein Reiseführer – so Peter Oliver Loew – nicht nur für L'viv, sondern auch für L'vov, Lvów, Lemberg und Leopoldstadt verfasst sein? Und inwieweit lässt sich ein genormter Blick auf das Fremde, auf die Welt in Bild und Vorstellung, erkennen? Welche Standardisierungen vertreten die auf Kunst und Bildung orientierten Reiserouten? (Bernhardt Struck: *Der genormte Blick auf die Fremde. Reisen, Vorwissen und Erwartung. Die Beispiele Italien und Polen im späten 18. Jahrhundert*, S. 21-35) Darüber hinaus werden Fragen imaginärer Geografie, Typisierungen nach Funktionen von Reiseführern sowie Typisierungen nach konzeptionell-thematischer, zielgruppenorientierter Ausrichtung aufgeworfen. Die Problematik einer Dialektik von Eigenem und Fremdem ist der Textsorte, die sich dem Gegenstand mit ethnozentrischem oder exotischem Blick nähert, *per se immanent*.

Eine kulturhistorische wie transkulturelle Dimension von Reiseführern wird insbesondere am Beispiel der Habsburgermonarchie deutlich (Beitrag Maciej Janowski: *Civis ambulans, oder: Mit dem Baedeker durch Österreich-Ungarn*, S. 73-92), wobei Reiseführer um die Jahrhundertwende ihren Fokus auf die großen Städte der Monarchie, auf Kurorte und das Hochgebirge verlegten. Dabei lag gemäß den bildungsbürgerlichen Traditionen mit ihrer Hochschätzung klassischer Kunstideale das Augenmerk auf Gotik und Renaissance, erst später erfolgte die Entdeckung und Aufwertung des Barock sowie der ostkirchlichen Kunst, während die Aneignung von Hochgebirgen häufig einer symbolischen Inbesitznahme gleichkam. Dass die Reiseführer in ihrer Darstellung der Habsburgermonarchie einem weitverbreiteten zivilisatorischen Gradienten von West nach Ost folgen, mag die Wirkungsmächtigkeit dieses Stereotyps belegen.

Dezidiert ideologische Determinierungen von Reiseführern belegen die Analysen von Martina Thomsen („Städte deutscher Schöpferkraft“. Nationale Stereotype in Griebens Reiseführern über Prag, Budapest und Wien 1938-1945, S. 93-111) und Hubert Orłowski am Beispiel Poznań (Ein halbes Jahrhundert taxonomischer Perspektivierung? Stadtführer Posen in deutscher Sprache, S. 112-118); konkurrierend normierende Aneignungsstrategien zeigen Marta Kowerko am Beispiel Wilna, Iris Engelmann im Blick auf Danzig/Gdańsk sowie Jerzy Kałużny hinsichtlich Königsbergs.

Neben einer Reihe von Beiträgen, die sich mit der aktuellen Präsentation von Polen in Reiseführern beschäftigen, gehen zwei abschließende Beiträge auf Möglichkeiten der neuen Medien ein. Piotr Kuroczyński schildert den Erfolg eines Geocaching-Projektes im Rahmen eines Seminars, in dem es am Beispiel Breslau/Wrocław um Entdeckungen und Aneignungen eines kulturellen Raumes ging (Geocaching von Breslau nach Wrocław. Neue Möglichkeiten zur Darstellung des kulturellen Raumes. Ein Projektbericht, S. 233-244). Markus Etz und Simon Templer untersuchen so genannte papierlose Reiseführer, mit denen ein veränderter Zugang zu Reiseinformationen impliziert ist (S. 245-257).

Der vorliegende Band eröffnet, ungeachtet einer gewissen Fokussierung auf Polen, ein wichtiges Untersuchungsfeld. Weitere Analysen zu den hier nicht berücksichtigten Orten und Regionen in Ostmittel- und Südosteuropa werden sich sicher anschließen.

Weimar

Steffen Höhne

*Tippner, Anja: Die permanente Avantgarde? Surrealismus in Prag.*

Böhlau, Köln, Weimar, Wien 2009, 325 S., 19 Abb., ISBN 987-3-412-07406-7.

In „Přežít svůj život“ (Sein Leben überleben) transponierte Jan Švankmajer klassische Topoi der psychoanalytischen Lehre konsequent in surrealistische Ästhetik. Sein 2010 auf die Leinwand gekommener Film lässt die Sphären von Traum und Realität verschwimmen, bebildert sexuelle Fixierungen, zeigt unterdrückte Wünsche, erotische Praktiken und phantasmatische Konstruktionen. Mit diesem Wechselspiel zwischen Freudscher Theorie und gelebter Praxis steht der Altmeister des Animationsfilms für ein Weiterleben der Surrealistischen Gruppe in Prag.

Jan Švankmajer ist nur eine der „Kraftstationen“ (Walter Benjamin) des tschechischen Surrealismus. Neben ihm behandelt Anja Tippner in ihrem Buch „Die permanente Avantgarde? Surrealismus in Prag“ so unterschiedliche Propheten und Magier, Theoretiker und Experimentalisten wie Vratislav Effenberger, Jindřich Heisler, Petr Král, Věra Linhartová, Milan Nápravník, Vítězslav Nezval, Jindřich Štyrský und last but not least Karel Teige. Sie alle vereint ihre Mitgliedschaft in der (offiziellen) Prager Surrealistischen Gruppe.

Während sich diese Künstlerriege aufmachte, die „weißen Flecken auf der Landkarte der Ästhetik zu füllen“ (S. 148), schließt die Studie ihrerseits eine Leerstelle der Forschung. Zwar wurde der tschechische Surrealismus in den letzten Jahrzehnten in spektakulären Ausstellungen einer breiten Öffentlichkeit vorgestellt und

eingehend beforcht, doch konzentriert sich die wissenschaftliche Aufarbeitung vor allem auf seine historische Phase, also auf die 1930er Jahre, bzw. auf einzelne Protagonisten. Studien zum „Langzeitphänomen“ (S. 9) des Prager Surrealismus gibt es derweil kaum, was die Leistung von Anja Tippner umso verdienstvoller macht – zumal die Gruppe zwischen 1948 und 1989 das „Informationsmonopol“ (S. 12) über die eigene Bewegung besaß, etliche Materialien noch ihrer Veröffentlichung harren und auf nur wenige „explizite Außenstandpunkte“ (S. 13) zurückgegriffen werden konnte.

So verweist die Autorin denn auch einleitend auf die Probleme, die mit der bildlich gesprochenen *longue durée* einer über mehr als sieben Jahrzehnte aktiven avantgardistischen Gruppierung verbunden sind, darunter allen voran das leidige Aushandeln von „Ursprungs“-Idee, Innovation und Nachhall, zwischen dem längst überhöhten Mythos „Surrealismus“ und einer ausgesprochen lebendigen surrealistischen Kunstproduktion, die sich Vorwürfen der Imitation oder der Verfälschung stellen muss.

Ausgehend von dieser Beharrungskraft surrealistischer Methoden und Denkfiguren, stellen sich Fragen nach der Periodisierung und ästhetischen Verortung des Prager Phänomens zwischen den dreißiger und neunziger Jahren, also nach dem Ende der Avantgarde, dem Überleben der Strömung unter sozialistischen Bedingungen, nach ihrer Existenz im Untergrund, ihrer Zuordnung zum Dissens, ihrer Abgrenzung vom Underground und ihrem Wirken über das Epochenjahr 1989 hinaus sowie nach ihrer schließlichen Musealisierung.

Anja Tippner liefert mehrere Gründe, warum gerade der tschechische Surrealismus zu einem Langzeitphänomen werden konnte: Dazu zählen die ungewöhnliche Stabilität und Kontinuität des Kollektivs; die Anverwandlung des Fremden („Paris“) im Eigenen („Prag“); die dauerhaft produktive Verknüpfung von Psychoanalyse, Marxismus und Prager Strukturalismus; die beachtliche Meta-Theorie; die Absetzung der Gruppe von Zwangskommunalität; ihre generationelle Durchmischung; schließlich eine wie auch immer zu definierende Totalität als *movens* der Kunst.

Die Besonderheit der Prager Gruppe wird in vier Kapiteln herauspräpariert. Das erste Kapitel leistet unter dem Titel „Kollektives Abenteuer Surrealismus: Zur künstlerisch-sozialen Praxis der Prager Gruppen von den 1920er bis in die 1990er Jahre“ eine Zusammenschau der sozialen Gruppenpraxis, bietet einen Überblick über die historische Entwicklung der Surrealistischen Gemeinschaft und kommt zugleich auf das Verhältnis von kollektiver und individueller Autorschaft zu sprechen. Hier liegt eine der Stärken des Buches, dem es nicht um die bloße historische Abarbeitung am Phänomen geht, sondern um die Prager Surrealisten in ihrer künstlerischen Dynamik, mit ihrer eigenen theoretischen Konturierung und Orthodoxie, ihrer permanenten Ausdifferenzierung, ihrer gezielten Absetzung von anderen.

Das zweite Kapitel „Parolen und Zauberworte: Begriffe und theoretische Strategien des tschechischen Surrealismus“ konzentriert sich auf die Konkurrenten: den Strukturalismus, den Marxismus und die Psychoanalyse. Deren theoretische Grundzüge werden dargelegt und davon ausgehend im Unterkapitel „Passagen“ Vorschläge gemacht, inwieweit sich im surrealistischen Denken eine Systematik, eine grund-

sätzliche Struktur ausmachen lässt. Mit Begriffsreihen wie „Realität-Surrealität-Irrationalität“, „Imaginäres-Imagination-Denken in Bildern“, „Poesie“, „Humor und Spiel“ sowie „(Kultur-)Revolution, Befreiung und kultureller Widerstand“ fächert die Autorin die Besonderheiten der Prager Gruppierung auf.

In „Weiße Flecken auf der Landkarte der Ästhetik füllen: Zur künstlerischen Praxis der Surrealistischen Gruppe“ werden nun die theoretischen Annahmen der Gruppe auf die Werke appliziert. Bevorzugte thematische Spielfelder der intermedial ausgerichteten Kunst sind Erotik und Gewalt, Körper und Entgrenzung, der Traum und – schon traditionell – die Prager Textstadt. In ihren Analysen deutet die Autorin an, was dann im Schlusswort näher ausgeführt wird: die Wiederholung nicht als Abkehr vom Innovationsprinzip, sondern als *die* Figur der Moderne. Über Aneignung und Interpretation wird in einem System der künstlerischen Ausdeutung fortwährend das surrealistische Wissen als quasi „Privatbesitz“ (S. 260) re-formuliert und re-semiotisiert.

Anja Tippner zieht in ihren Analysen ebenso geschickte wie originelle Linien, etwa wenn sie auf Nezvals kanonische Pragtexte diejenigen Králs folgen lässt, auf Štyrskýs Traumliteratur die Visionen Nápravniks, auf die gewalthaften Vernichtungsphantasmen Heislers die Filme Švankmajers, deren erotische Ausrichtung anschließend in Kontrast zu Teiges Collagen gesetzt wird. So spannt die Autorin ein feinmaschiges interpretatorisches Netz nicht nur über die Zeit, sondern auch über den Raum, der ja nie nur Prag war, sondern immer auch Paris implizierte, wo ein Großteil der Gruppe zwischenzeitlich wirkte und lebte.

Das letzte Kapitel „Ortszeit Prag: Surrealismus zwischen kultureller Avantgarde und politischem Dissent“ beschließt das Buch mit einer Diskussion des tschechischen Surrealismus im Rahmen der Moderne-Debatte. Die konzeptuell-terminologischen Bezugspunkte sind zwangsläufig das „Projekt Avantgarde“ im Verständnis Peter Bürgers, die Neoavantgarde, die Retrogarden, Postmoderne, Underground, Pop. Tippner verwirft teleologische, auch evolutionäre Auffassungen der Avantgarde zugunsten eines (Selbst-)Verständnisses des tschechischen Surrealismus als einer „permanenten Avantgarde“. Konsequenter endet ihre synthetisierende Betrachtung des tschechischen Surrealismus mit einem Plädoyer gegen die historische Katalogisierung, für operative Kategorisierungen – und zumal für ein topologisch orientiertes Modell, denn „besser [...] ließe sich die Avantgarde ‚geographisch‘ beschreiben anhand von Territorien, Schauplätzen, Rändern und Zentren“ (S. 281). Damit verlagert sie das der Avantgarde inhärente Prinzip der Innovation auf die Ebene der Topologie. Zweifellos dürfte gerade das letzte Kapitel Angebote an die Forschung machen, die aufzugreifen sich lohnt. Insofern ist die Arbeit so innovativ wie ihr Gegenstand – in seiner Re-Lektüre, Re-Formulierung und Re-Semiotisierung.

*Marková, Marta: Unglück auf fast allen Seiten. Milena – Staša – Jarmila. Kafkas Elternrevolte und weibliche Rebellion.*

Studien-Verlag, Innsbruck, Wien, Bozen 2011, 326 S., ISBN 978-3-7065-4786-4.

Marta Marková beschäftigt sich mit dem Leben von drei in Prag geborenen Frauen, Milena Jesenská (1896-1944), Staša Jílovská (1898-1955), Jarmila Nečasová (1896-1990) und ihren Freunden. Am Rande wird auch die Beziehung von Milena und Jarmila zu Franz Kafka und dessen „Rebellion“ gegen seine Eltern thematisiert. Das Buch – das sei gleich vorweggenommen – ist meiner Meinung nach weder als Porträt dreier Frauen gelungen, noch vermittelt es einen überzeugenden Eindruck von der Welt, in der sich die Protagonistinnen bewegten.

Milena, Staša und Jarmila stammten aus gutsituierten tschechischen städtischen Familien, die ihnen eine Mittel- und Hochschulbildung ermöglichten. Keine von ihnen hat diese jedoch beendet, vielmehr erhoben sie sich gegen die Werte ihrer Eltern und ihre soziale Klasse. Ausdruck ihrer Rebellion war die Annahme einer linken Ideologie, deren Grundlagen sie jedoch nicht verstanden. Religion lehnten sie ab. Alle drei waren literarisch begabt, Staša und Jarmila dazu mit einer herausragenden Kenntnis der tschechischen Sprache gesegnet. Staša gelang, im Vergleich zu Milena und Jarmila, der Einstieg ins Arbeitsleben relativ leicht. Anders als ihre Freundinnen ließ sie größere gesellschaftliche Eskapaden aus. Milena und Jarmila bemühten sich, in bis dahin von Männern dominierte Bereiche vorzustoßen, ihre linke Gesinnung führte sie in die Kommunistische Partei der Tschechoslowakei (KSČ). Milena überdachte ihr Verhältnis zur Partei bereits 1937, als sie begann, für Ferdinand Perouteks liberale „Přítomnost“ zu schreiben. Davor hatte sie an den Frauenrubriken verschiedener Parteizeitschriften mitgewirkt. Staša und Jarmila blieben in der KSČ und verteidigten deren stalinistische Politik ihr Leben lang. Während der Okkupation schloss sich lediglich Milena dem antifaschistischen Widerstand an. Im Herbst 1939 wurde sie festgenommen und Anfang 1940 in das Konzentrationslager Ravensbrück deportiert, wo sie vier Jahre später starb. Jarmila verbrachte das Ende ihres Lebens im Schloss Dobříš, dem Sitz des Tschechoslowakischen Schriftstellerverbandes, wo sie noch das Ende der Blockteilung und den 17. November 1989 erlebte. Sie starb am 30. August 1990 voller Bitterkeit.

Das Buch wird von den zwei kurzen Kapiteln „Das Prager Triptychon“ und „Die Masaryks, die erste Familie im neuen Staat“ eröffnet, die in die Problematik einführen. An diese schließen die biografischen Texte „Milena“, „Staša“ und „Jarmila“ an, die von Fotografien, Archivzeichnungen sowie Literatur- und Namensregistern ergänzt werden.

Bedauerlicherweise hat die Autorin bei der Abfassung ihres Einleitungskapitels auf tschechische Fachliteratur zur Geschichte der Ersten Republik im Allgemeinen und von Frauen in dieser Zeit im Speziellen verzichtet. Eine Vielzahl von Fehlern und Ungenauigkeiten hätten sich so vermeiden lassen. Zur Illustration führe ich einige davon an: Auf den Seiten 12-14 verwechselt sie Karolina Světlá mit Eliška Krásnohorská. So war Letztere die Gründerin der Mittelschule für Mädchen (das Gymnasium Minerva). Světlá war weder Mitbegründerin der Schule noch Vorsitzende des Vereins für das Frauenstudium Minerva (S. 12). Sie war auch nicht die

Librettistin Bedřich Smetanas. Als solche wirkte lange Jahre Krásnohorská, die unter anderem die Erzählung „Hubička“ von Světlá zum Libretto für Smetanas gleichnamige Oper überarbeitet hat (Premiere 1876). Und Smetana war auch nicht erblindet, er verlor „nur“ sein Gehör. Auf Seite 13 wird Světlá ein rheumatisches Leiden zugeschrieben; an diesem litt aber seit ihrer Jugend Krásnohorská, die sich am Ende ihres Lebens, um überhaupt schreiben zu können, den Füller an den Fingern festbinden musste. In Anmerkung 18 wäre es sinnvoll gewesen anzuführen, dass nationale Fragen im 17. Jahrhundert eine geringere Rolle spielten als im 19. und 20. Jahrhundert: Für die Stände waren die gesprochenen Sprachen im Bezug auf die Belange der historischen Länder nicht wichtig. Auf Seite 14 führt die Autorin des Weiteren falsch an, das Mädchengymnasium des Vereins „Minerva“ sei bereits im Jahr 1890 als öffentliche Schule anerkannt worden. Doch dieses Recht wurde den sechs Jahrgängen des klassischen Mädchengymnasiums erst für das Schuljahr 1905/06 verliehen. Die Bemerkungen zu den „Legenden“ die über die Zusammensetzung (S. 15) des Lehrkörpers des Gymnasiums im Umlauf waren – angestellt waren 19 Männer und 12 Frauen – sind vor dem zeithistorischen Kontext nicht angebracht. Da Frauen erst 1897 an einer Universität studieren und so die Berechtigung erwerben konnten, an einer Mittelschule zu unterrichten, ist die Empörung darüber, dass Anfang des 20. Jahrhunderts mehr Männer als Frauen an der Schule arbeiteten, völlig verfehlt. Ferner war Světlá nicht die Vorsitzende des Amerikanischen Damenclubs (ACD, S. 14) sondern nur eines der Mitglieder dieser elitären privaten Organisation (1865 gegründet). Initiator und Vorsitzender des Clubs war Vojtěch Náprstek. Und der ACD war auch nicht der erste tschechische Salon (S. 25); dieser war der Salon „U Fričů a Staňků“, der bereits Mitte der 1830er Jahre gegründet worden war. Und schließlich wurde das ehemals klassische Gymnasium nicht erst 1914 (S. 16) in ein Realgymnasium für Mädchen umgewandelt, sondern bereits im Schuljahr 1910/11.

Das zweite Kapitel stellt einen wenig gelungenen Versuch dar, die Geschichte der Ersten Tschechoslowakischen Republik im Stil einer Glosse zu erzählen. Ohne tiefergehende Kenntnisse der Thematik befasst sich die Autorin mit der Minderheitenfrage in der ČSR, wobei sie sich ausschließlich auf deutsche Fachliteratur stützt. Zu Tomáš G. Masaryk als Privatperson und seiner Familie erfahren wir nichts Neues.

Die biografischen Kapitel „Milena“, „Staša“ und „Jarmila“ haben Unterkapitel, die nicht zu den Ausführungen über das Schicksal der Heldinnen passen. Sie zerhacken den Text und machen ihn dadurch unübersichtlich; das trifft vor allem in dem Kapitel „Jarmila“ zu (beispielsweise S. 230 und 231, 266-267, 267-268, 270-271). Ärgerlich sind zudem die Redundanzen und widersprüchlichen Informationen in den Biografien (beispielsweise S. 99 und 248, S. 129 und 211, S. 213 und 278, S. 214 und 278).

Der Anmerkungsapparat ist überladen mit Verweisen auf sich oft wiederholende Namen und um biografische Daten erweitert, die sich auch im Namensregister finden. Problematisch sind zudem die Literatur- und Quellenangaben. Im Text und in den Fußnoten befinden sich Passagen voller inhaltlicher Erläuterungen, ohne dass dabei die Quellen angeführt würden. Die Literaturverweise sind nicht einheitlich.

„Unglück auf fast allen Seiten“ ist kein wirklich gelungenes Buch. Das liegt nicht nur an der mangelnden Gründlichkeit, mit der die Autorin gearbeitet hat, sondern

auch an der fehlenden historischen Einordnung. Ein scheinbarer Aufstieg, in Wirklichkeit ein Abstieg, eine Enttäuschung – so könnte man die Lebensgeschichten von Milena, Staša und Jarmila charakterisieren. Alle drei Frauen bemühten sich in den gesellschaftlichen und politischen Umwälzungen der zwanziger und dreißiger Jahre darum, eine neue Identität zu finden. Mit dieser Suche waren sie sicher nicht allein, doch inwiefern lässt sie sich als beispielhaft für diese Generation von Frauen bezeichnen?

Prag

Jana Malínská

*Koeltzsch, Ines / Kuklová, Michaela / Wögerbauer, Michael (Hgg.): Übersetzer zwischen den Kulturen. Der Prager Publizist Paul/Pavel Eisner.*

Böhlau, Köln, Weimar, Wien 2011, 316 S., ISBN 978-3-412-20550-8.

Sprachmittler zwischen der tschechischen und deutschen Kultur, die meist aus jüdischen Familien stammten, sind in der Historiografie kein neues Thema. So hat der israelische Historiker Dimitry Shumsky am Beispiel von Hans Kohn, Hugo Bergmann und Max Brod sogar darauf hingewiesen, dass man einen Großteil der Juden in den böhmischen Ländern weder eindeutig der tschechischen noch der deutschen sprachlichen und kulturellen Gemeinschaft zurechnen konnte und den Begriff des „tschechisch-deutschen Judentums“ geprägt.<sup>1</sup> Es ist nachvollziehbar, dass in Reaktion auf die frühere Tendenz der Historiografie, den Schwerpunkt auf die eine oder andere Sprachgruppe innerhalb der jüdischen Gemeinschaft der böhmischen Länder zu legen, nun die nationale und sprachliche Unentschiedenheit eines großen Teils der böhmischen Juden betont wird. Darüber sollte allerdings nicht vergessen werden, dass diese Unentschiedenheit nicht allein für die jüdische Bevölkerungsgruppe typisch war und es auch unter den Juden überzeugte tschechische, deutsche und zionistische Nationalisten gab, die an der Herausbildung der nationalen Diskurse und der nationalistischen Bewegungen mitwirkten und diese politisch repräsentierten.

Das Werk des Schriftstellers, Literaturkritikers, Sprachwissenschaftlers und Journalisten Pavel/Paul Eisner erscheint nachgerade als Paradebeispiel für das „tschechisch-deutsche Judentum“. An seine Person führt uns der Sammelband ausgewogen und aus verschiedenen, einander ergänzenden Perspektiven heran. Er ist das Ergebnis einer Konferenz, die im November 2008 an der Universität in Ústí nad Labem anlässlich des 120. Geburtstages und 50. Todestages des Schriftstellers stattfand und erschien 2010 bereits in einer tschechischen Version.<sup>2</sup> Die deutsche Ausgabe unterscheidet sich zum Teil in der Auswahl der Beiträge, auch wurden einige Texte für den deutschen Sammelband überarbeitet und aktualisiert.

<sup>1</sup> *Shumsky, Dimitry: Historiografia, leumiut ve-du-leumiut: yahadutczeco-germanit, zion-prag u-mekorot ha-gisha ha-du-leumitshel Hugo Bergmann* [Historiografie, Nationalismus und Binationalismus: tschechisch-deutsches Judentum, Prager Zionisten und der Herkunft von dem bi-nationalen Zugang von Hugo Bergmann]. In: *Zion* 69 (2004) H. 1, 45-80.

<sup>2</sup> *Dodková, Veronika / Kaiserová, Kristina / Petrbock, Václav (Hgg.): Na rozhraní kultur. Případ Paul/Pavel Eisner* [An der Grenze der Kulturen. Der Fall Paul/Pavel Eisner]. Ústí nad Labem 2010.



Der Mehrgewinn, den das Buch bringt, liegt im plastischen und komplexen Bild von Eisner, das die Diskussion um das tschechisch-deutsch-jüdische Zusammenleben in Prag der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein weiteres Stück voran bringt. Der Sammelband fragt weder, ob Eisner eher ein tschechischer oder ein deutscher Schriftsteller und Journalist war, noch beschränkt er sich auf Lobeshymnen für seine Übersetzungs- und Vermittlungstätigkeiten. Vielmehr wird in einer Reihe von Beiträgen deutlich, dass auch Eisner, der vollkommen bilingual war (zu den Sprachkompetenzen Eisners siehe den Beitrag von Václav Petrbrók), in seinen Texten nicht nur mit der Konzeption der Symbiose der Volksgruppen gearbeitet hat, sondern auch Bilder vom Ghetto, von einer Insel oder von der Chinesischen Mauer nutzte (Ines Koeltzsch, S. 14).

Der Beitrag Eisners zur Annäherung der tschechischen und deutschen Kultur wird in den Analysen seiner Übersetzungen thematisiert – da wären etwa die Gedichte Rainer Maria Rilkes (Petr Kučera), Arbeiten von Goethe (Michal Topor), seine Interpretation von Máchas Werk (Marek Přibil) sowie den Werken Vrchlickýs, Sovas und Březinas (Lucie Kostrbová) als auch der slowakischen Literatur (Gertraude Zand). Gerade der letztgenannte Beitrag zeigt aber auch, dass Eisner mit seinen Übersetzungen und Rezensionen zwar zur Popularisierung der slowakischen Kultur im deutschen Umfeld beitrug, zugleich aber auch zur Verbreitung und Verfestigung von Stereotypen über Slowaken. Dann nämlich, wenn Eisner beispielsweise Pavol Országh Hviezdoslav als einen „homo slovacus“ charakterisierte, er für ihn ein „Jammerbild“ (obraz bídy) darstellte. Die Slowaken erscheinen in Eisners Ausführungen als leidende, geschlagene und passive Menschen. Die Geschichte des Jánošíks stellt für ihn nur eine Ausnahme von der Regel dar. Gertraude Zand schlussfolgert aus diesen und weiteren Übersetzungen, dass Eisner slowakische Stereotype, die er aus seinem tschechischen Umfeld übernahm, aktiv verbreitet hat. Dass er damit die gängige kulturelle Hierarchisierung der Völker akzeptierte und reproduzierte, sei ihm nicht bewusst gewesen (S. 172).

Auch die Beiträge von Christian Jacques und Zdeňek Mareček ergänzen einander. Jacques untersucht Eisners Wahrnehmung des „Sudetendeutschums“. Im kulturellen Bereich propagierte insbesondere der Verleger Johannes Stauda den Begriff „Sudetendeutschum“, der die sudetendeutsche Literatur als Mobilisierungsinstrument im politischen Kampf der Ersten Republik verstand. Während Herausgeber, Literaturhistoriker und -kritiker wie Josef Nadler, Rudolf Wolkan und Josef Mühlberger die Einmaligkeit und Selbstständigkeit sudetendeutscher literarischer Traditionen vom Mittelalter bis zur Gegenwart hervorhoben, bemühte sich Eisner in seinen Texten um die Integration der „sudetendeutschen“ Literatur in den Kontext der kulturellen Entwicklung der böhmischen Länder und forderte, das „Sudetendeutschum“ dürfe nicht dem Provinzialismus verfallen und Werkzeug des politischen Kampfs werden. In diesem Kontext beschrieb Eisner die nationalen Kulturen als unterschiedliche „Niederschlagsformen“ universeller Werte, welche die Grundlage aller nationalen Kulturen bildeten (S. 114). Bei Mareček begegnet uns hingegen ein Eisner, der nationalistische, teilweise sogar rassistische Rhetorik unreflektiert übernahm und verwendete: Termini wie Rasse, Blut und Scholle sowie weitere Metaphern für den Anspruch eines Volkes auf einen bestimmten Raum oder solche, die

die biologischen Grundlagen einer nationalen Gemeinschaft betonen. Von dieser Begrifflichkeit nahm Eisner erst 1934 Abstand, und zwar in Reaktion auf Ivo Likuštín, der in der Zeitschrift „Lumír“ eine Lobeshymne auf Hitlers Machtergreifung und die Umwandlung der deutschen Kultur in eine rassistisch-nationalistische veröffentlichte. In höchst ironischer Weise distanzierte sich Eisner von Likuštíns Begeisterung für die „Blutreinheit“ des Nationalsozialismus und der Ablehnung der städtischen und multiethnischen Kultur.

Meisterhaft erfasst die Widersprüchlichkeit Eisners dann Georg Escher, der Eisners Darlegungen zu Kafkas Werk analysiert. Für Eisner war Kafkas Werk gerade wegen der Verankerung im Prager Kontext einzigartig, weshalb sich seine Interpretation so intensiv mit den Beziehungen zwischen den einzelnen Sprach- und Volksgruppen in Prag während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts befasste. Escher zeigt deutlich, dass Eisner in seinen Ausführungen zur Multikulturalität Prags zwischen den Metaphern des Ghettos und der Symbiose der einzelnen Gruppen oszillierte (S. 259). Den Begriff des Ghettos benutzte Eisner nicht nur in seiner bekannten These über das dreifache Ghetto sondern auch in weiteren Kontexten – wir finden bei ihm das Ghetto des Stammes, das soziale, das der Künstlerseele, das zerebrale, das rassische und das religiöse. Diese mehrfache Isolation – eine pathologische, defekte und unnatürliche Situation (S. 261) – erst mache Kafkas Werk verständlich. Diesem unnatürlichen Zustand setzte Eisner das Konzept der Symbiose entgegen, das er sowohl auf die tschechisch-deutsche Beziehung, als auch auf die tschechisch-jüdische und die deutsch-jüdische anwendete. Einige zeitgenössische Intellektuelle wie Josef Nadler unterschieden zwischen einer positiven Symbiose, der Vermischung zweier Ethnien, und der negativen Assimilation, welche verbunden sei mit der passiven Anpassung an die Mehrheit, also mit der Annahme durch Mimikry. Für Eisner indessen waren Symbiose und Assimilation im Grunde genommen gleichbedeutend (S. 265). Hier bleibt allerdings die Frage offen, wie Eisner selbst diese sehr weit definierte Symbiose, wie auch immer angeboren, selbst bewertete. Sicher ist dagegen, dass Eisners Metaphern von Ghetto und Symbiose eine gemeinsame Grundlage haben: Die Zugehörigkeit eines Menschen zu einem bestimmten Volk ist zwar biologisch begründet, aber eben auch sozial (später nach marxistischem Verständnis von seiner Klasse abhängig). Escher erklärt damit die innere Kontinuität von Eisners Schriften zu Kafka wie auch deren überraschend dauerhaften Erfolg, der von den dreißiger bis zu den sechziger Jahren reichte, wobei Eisner nach dem Krieg sowohl im Westen als auch im Osten Anklang fand.

Es wird also deutlich, dass Eisner ein bedeutender Vermittler zwischen der tschechischen und der deutschen Kultur war – und zugleich selbst stark von zeitgenössischen nationalistischen und rassistischen Theorien beeinflusst. In seinem Werk und seinen Interpretationen spiegelt sich so auch sein persönliches Leben wieder. Die Schwierigkeiten, mit denen Eisner konfrontiert war, treten in Daniel Řeháks Studie in den Vordergrund, die Eisners Erfahrungen während der Kriegszeit, in der dieser einen Großteil seiner Bücher verfasste, dokumentiert. Eisner schrieb unter Pseudonym, in permanenter Angst vor der Deportation und unter existentiellm Druck, da er das Geld für sich und seine Frau, die aus einer evangelischen Familie stammte, verdienen musste. Dass ihm dies gelang, ist nicht zuletzt dem Mut vieler seiner tsche-

chischen Freunde zu verdanken, insbesondere des Verlegers Jaroslav Podroužek. Ein Teil der Manuskripte, die Eisner zur Sicherheit in den Wohnungen seiner deutschen christlichen Freunde versteckte, wurde bei Kriegsende von plündernden Revolutionsgardien vernichtet.

Prag

Kateřina Čapková

*Nodl, Martin: Dekret kutnohorský [Das Kuttenberger Dekret].*

Nakladatelství Lidové noviny, Praha 2010, 451 S., s/w Abb. (Edice Česká historie 23), ISBN 978-80-7422-065-4.

Das Buch beruht auf einer bei Martin Wihoda in Brünn erarbeiteten Dissertation und erschien – durchaus ungewöhnlich – vor Abschluss des Promotionsverfahrens. Da Nodl als älteres Semester, nur knapp jünger als sein Doktorvater, zur Promotion antrat, kann er auf eine längere Publikationsliste und einige Erfahrung als Historiker zurückblicken, was dem Buch eine hohe Wissenschaftlichkeit einbringt. Nodl orientiert sich, ohne es zu zitieren, an Wihodas Buch „Zlatá bula sicilská“, in dem eine bis dato für die böhmische Geschichte (scheinbar) zentrale und wichtige Urkunde Kaiser Friedrichs II. für die Přemysliden von 1212 in ihrer Bedeutung relativiert wurde.<sup>1</sup> Dank der Ausführungen Nodls ist auch die Positionierung des so genannten „Kuttenberger Dekrets“, eines Mandats König Wenzels IV. von 1409, und einiger anderer Quellen nunmehr eine andere. Sein Buch ist hierin letztlich schwerwiegender als die Ergebnisse einer im Jubiläumsjahr 2009 abgehaltenen Konferenz.<sup>2</sup> Inhalt und Zielrichtung seiner Dissertation hat Nodl in einigen Aufsätzen bereits thematisiert, die in die neue Publikation Eingang gefunden haben.<sup>3</sup> Gegliedert ist die Arbeit in sechs Kapitel: I. Einleitung: Nation und Ideologie (S. 9-31). II. Die „Ausöhnung der Nationen“ in den achtziger Jahren des 14. Jahrhunderts (S. 33-106). III. Vor dem Sturm: Die goldenen neunziger Jahre des 14. Jahrhunderts (S. 107-144). IV. Die Disziplinierung der Universitätsangehörigen (S. 145-180). V. Das Kuttenberger Dekret (S. 181-323). VI. Schluss: Von der „Ausöhnung der Nationen“ zum unversöhnlichen Nationalismus (S. 325-334). Es folgen der reichhaltige Anmerkungsapparat, der einer Qualifikationsarbeit mehr als würdig ist und mit einem besseren

<sup>1</sup> *Wihoda, Martin: Zlatá bula sicilská. Podivuhodný příběh ve vrstvách paměti [Die Sizilische Goldene Bulle. Ein bemerkenswertes Ereignis in den Schichten der Erinnerung].* Praha 2005 (Edice historické myšlení 26). – Dazu *Hruza, Karel: Die drei „Sizilischen Goldenen Bullen“ Friedrichs II. von 1212 für die Přemysliden. Zu einem neuen Buch, diplomatischen Fragen und einer „Historikerdebatte“ in der tschechischen Forschung.* In: *Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde* 53 (2007) 213-249. – Eine tschechische Fassung dieser Rezension erscheint in *Časopis matice Moravské CXXX* (2011).

<sup>2</sup> *Zilynská, Blanka (Hg.): Universitäten, Landesherren und Landeskirchen: Das Kuttenberger Dekret von 1409 im Kontext der Epoche von der Gründung der Karlsuniversität 1348 bis zum Augsburger Religionsfrieden 1555.* Praha 2010 [2011] (AUC – HUCP XLIX,2).

<sup>3</sup> So etwa *Nodl, Martin: Auf dem Weg zum Kuttenberger Dekret: Von der Versöhnung der Nationen zum unversöhnlichen Nationalismus.* In: *Bohemia* 49 (2009) 52-75. – *Ders./Šmabel, František: [Das] Kuttenberger Dekret nach 600 Jahren. Eine Bilanz der bisherigen Forschung.* In: *Zilynská (Hg.): Universitäten (vgl. Anm. 2) 19-54; tschechisch in: ČČH* 107 (2009) 1-45.

Abkürzungssystem wesentlich gekürzt werden könnte, sowie die Verzeichnisse der Quellen, Literatur, Abkürzungen, Abbildungen und ein Register der Personen- und Ortsnamen sowie ausgewählter Sachen.

Im Zentrum der Arbeit Nodls stehen als erstes großes Thema zwei Texte der Jahre 1385-1390, die *concordia nacionum* und ein Abkommen über die Besetzung der Stellen in Magisterkollegien, die bisher mehr oder weniger akzentuiert in eine kausale Entwicklungslinie am Prager Studium Generale gestellt wurden, die 1409 in Verfügungen des „Kuttenberger Dekrets“ einen Kulminationspunkt fand. Oder: National determinierte Auseinandersetzungen während der 1380er Jahre an der Universität, die als Konfliktgemeinschaft aufgefasst wurde, sollen in dieser Deutung erste ernsthafte Anzeichen für die schließlich im 15. Jahrhundert ausgefochtenen nationalen Konflikte, zuvorderst zwischen Tschechen und Deutschen, gewesen sein. Folgt man der akribischen Analyse Nodls, so ist die Betonung des nationalen Moments und das Knüpfen der Entwicklungslinie ein Konstrukt der (auch heutigen) Historiker, denn es lassen sich keine Quellen finden, die vor 1409 auf tiefere bzw. dauerhafte nationale Konflikte an der Universität oder gar auf die Idee einer grundsätzlichen Minderstellung oder sogar Austreibung der drei nichtböhmischen *nationes* hinweisen, wovon indirekt auch die große Überraschung zeugt, die etwa bei den zeitgenössischen deutschen Universitätsmagistern durch das Mandat von 1409 ausgelöst wurde.

Ein zweiter Schwerpunkt des Buches liegt in der Auseinandersetzung mit dem „Kuttenberger Dekret“ und seinen Folgen, die sowohl aus einer deutlichen Verschärfung nationalistischer Tendenzen als auch aus einer Wegbereitung der böhmischen Häresie bestanden haben sollen. Unstrittig ist, dass das Mandat von den negativ und positiv betroffenen Gruppen im Nachhinein erklärt werden wollte, und beide Seiten zogen nun am nationalen Strang, indem eine geschehene oder geplante Rückstellung durch den jeweils anderen angeführt wurde. Bekanntlich beteiligte sich auch Jan Hus am Postulat der nationalen Bedrückung (oder zumindest nicht Gleichberechtigung) der Tschechen durch die Deutschen. Als ein zentrales Ziel seines Buches nennt Nodl aufzuzeigen,

[...] dass der Weg zum Kuttenberger Dekret nicht über das konfliktgeladene Zusammenleben der Universitätsnationen führte und dass die Ursachen des grundlegenden Bruches, zu dem es im Jahr 1409 kam, vor allem in den philosophisch und schließlich auch theologisch verankerten Auseinandersetzungen um Wyclif lagen, die erst am Anfang des 15. Jahrhunderts begannen, einen sichtbaren nationalen Subtext zu bekommen. (S. 330)

So will Nodl insgesamt nicht die Existenz von Konflikten an der Universität leugnen, sondern deren Ursachen eben nicht in nationalen Beweggründen suchen. Und erst das Heraustreten der religiös-philosophischen Konflikte aus dem universitären Bereich bewirkte, dass diese mit den traditionellen, einen Konsens suchenden Mitteln nicht mehr gelöst werden konnten.

Erwähnung verdienen zuletzt die Nebenergebnisse Nodls, seien es viele Zitate und Diskussionen im Apparat (so etwa S. 345 f. Anm. 80; S. 349 Anm. 115; S. 350 f. Anm. 125 usw.) oder Ausführungen zu Gründung und Anfangsphase der Universität in Leipzig. Zu kritisieren bleibt nicht viel. Leicht lesbar ist das Buch nicht und will es auch nicht sein. Bei der Bedeutung, welche Nodl den von ihm oftmals ver-

wendeten Begriffen „Fremde“, „Ausländer“, „Nationalismus“ und sogar „moderner Nationalismus“ innerhalb des Themas zuweist, wäre ihre terminologische Erklärung oder schärfere Erfassung etwa im Kapitel „Nation und Ideologie“ hilfreich gewesen. Auffallend und als Manko zu vermerken ist, dass das Buch einer mittelalterlichen Urkunde gewidmet ist, diese aber unter Aspekten der Urkundenlehre nicht behandelt wird.

Nodl hat einen sehr wichtigen Beitrag zur frühen Geschichte der Prager Universität verfasst und überzeugend gezeigt, wie Aspekte und Argumente der „Nation“ und des „Nationalen“ ex post in damalige Konflikte (hinein-)interpretiert und (hinein-)gewünscht wurden. Dadurch hat er einen bisher zentralen Baustein der Genese des „nationalen“ Konflikts zwischen Deutschen und Tschechen im spätmittelalterlichen Böhmen seines Gewichts entledigt und damit auch den „nationalen“ Bedeutungsstrang des „Kuttenberger Dekrets“ deutlich abgeschwächt. Nodls Ergebnisse sollten Konsequenzen haben: Das Problem des „Nationalismus“ im Böhmen des 14. und 15. Jahrhunderts, das bisher nur mehr oder weniger überzeugende Annäherungen, aber keine schlüssige moderne Analyse erfahren hat, bedarf nun noch mehr einer Revision, wobei hier vor allem das bisher beste, als state of art gehandelte, im Kern jedoch 40 Jahre alte Buch František Šmahels „Die Idee der Nation im hussitischen Böhmen“ zu nennen ist.<sup>4</sup> Diese Neubetrachtung findet ihre Berechtigung auch darin, dass Nodl bestimmte Unsicherheiten zeigt, wie bzw. wohin er bestimmte Faktoren des damaligen „Nationalismus“ (gerade um und nach 1409) verorten soll.

Eine weitere Konsequenz des Buches ist der Wunsch, die mit dem Kuttenberger Mandat verbundenen, auf seiner „national“ interpretierten Vorgeschichte und Geschichte basierenden Wertungen und Instrumentalisierungen der Vergangenheit wissenschaftsgeschichtlich aufzuarbeiten. Bei der zentralen Bedeutung, die den Vorgängen um das Kuttenberger Mandat für die deutsch-tschechischen Beziehungen oder besser nationalen Auseinandersetzungen bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts zugeschrieben wurde, erscheint dieser Wunsch mehr als berechtigt, zumal auch Nodl (S. 9-31) und andere neuere Arbeiten das Thema nur (unzureichend) skizzieren<sup>5</sup>.

Nodl hätte freilich seinen Weg der Entnationalisierung historischer Konstrukte noch konsequenter gehen können, wenn er den in den national determinierten tschechischen und deutschböhmisches bzw. sudetendeutschen Geschichtsdeutungen des 19. und 20. Jahrhunderts fest verankerten und bis heute stringent tradierten Begriff „Kuttenberger Dekret“ durch den aus Sicht der Historischen Grundwissenschaften richtigen Begriff „Kuttenberger Mandat“ ersetzt hätte.<sup>6</sup> Damit hätte die Wissen-

<sup>4</sup> Šmahel, František: *Idea národa v husitských Čechách*. 2. Aufl. Praha 2000.

<sup>5</sup> Doležalová, Eva: *Decree of Kutná Hora: The Contest for University, Church, Nation and Man in the Mirror of Historiography and Ideology*. In: *Zilynská* (Hg.): *Universitäten* (vgl. Anm. 2) 271-280. – Svatoš, Michal: *Die Jubiläumsfeiern des Kuttenberger Dekretes im 20. Jahrhundert in den Augen des Historikers*. In: *Zilynská* (Hg.): *Universitäten* (vgl. Anm. 2) 281-290.

<sup>6</sup> Für „Mandat“ anstatt „Dekret“ habe ich in der erwähnten Prager Konferenz im Januar 2009 plädiert und nur marginale Zustimmung erhalten, siehe auch neben wenigen Hin-

schaft das „national“ aufgeladene „Kuttenberger Dekret“ zu Recht in die Schublade der Wissenschaftsgeschichte stecken und einem entmythisierten „Kuttenberger Mandat“ den ihm zustehenden Platz einräumen können. Begriffs- und Bedeutungswechsel wären hierbei parallel vollzogen worden. Es scheint fast, als sei der Abschied von einem in der tschechischen Nationalgeschichte fest verankerten Baustein „Kuttenberger Dekret“ derzeit nicht möglich. Martin Nodl hat immerhin einen ersten großen Schritt gesetzt und ein wichtiges Buch geschrieben, dessen deutsche Ausgabe in Vorbereitung ist.

Wien

Karel Hruza

*Cole, Laurence / Hämmerle, Christa / Scheutz, Martin (Hgg.): Glanz – Gewalt – Gehorsam. Militär und Gesellschaft in der Habsburgermonarchie (1800 bis 1918).*

Klartext, Essen 2011, 434 S. (Frieden und Krieg. Beiträge zur Historischen Friedensforschung 18), ISBN 978-3-8375-0409-5.

Anlass für den hier zu besprechenden Band war die Beobachtung, dass die Militärgeschichtsschreibung zur Habsburgermonarchie den Anschluss an die in den letzten Jahren betriebene „neue Militärgeschichte“ noch nicht gefunden hat. Die Gründe für dieses Versäumnis der Forschung sind vielschichtig, und es gibt bis in die Gegenwart grundlegende Forschungsdefizite, die ein Aufschließen der Militärgeschichtsschreibung zu Österreich-Ungarn zum Stand der internationalen Forschung behindern (S. 14 f.). Dabei ist die Donaumonarchie, die am Beginn des vielbeschworenen langen 19. Jahrhunderts in das europäische Ringen mit dem revolutionären Frankreich verwickelt war, dann besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehäuft Kriege führte (und meist verlor) und schließlich infolge des Ersten Weltkrieges zerbrach, zweifellos ein dankbares Forschungsfeld.

Das Herausgebertrio beklagt vor dem Hintergrund der ethnischen Vielfalt und der komplexen Verfassung der Donaumonarchie die zählebige Neigung, die gesamte österreichisch-ungarische Armee als ein einheitliches Heer zu präsentieren, und ruft zur dekonstruierenden Analyse dieses Master narratives auf; es sei nun in Richtung einer umfassenderen Diskussion und Etablierung neuer Inhalte und Perspektiven der Militärforschung zur Habsburgermonarchie zu arbeiten. Die Herausgeber sehen sich dabei nicht nur der „neuen Militärgeschichte“ verpflichtet, sondern auch der mit dieser verbundenen historischen Friedensforschung, die sie für eine Untersuchung des Militarisierungsprozesses Österreich-Ungarns als zentral ansehen (S. 19). Dabei weisen sie darauf hin, dass zwar der preußisch-deutsche Militarismus gut erforscht sei, ähnliche Phänomene in der Donaumonarchie aber noch wenig Beachtung gefunden haben. Sie selbst operieren einstweilen zurückhaltend mit dem

---

weisen auf „Mandat“ die durchgehende Beibehaltung von „Dekret“ in *Zilynská* (Hg.): Universitäten (vgl. Anm. 2). – Zu Mandat bzw. Dekret siehe *Hruza, Karel*: Der tschechisch-deutsche Diskurs über die Gründungsurkunde der Universität in Prag vom 7. April 1348 während der Jahre 1882-1989. In: *Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde* 56 (2010) 209-271, hier 226.

Bellizismus-Begriff (S. 14), der sich seit kurzem einiger Prominenz erfreut.<sup>1</sup> Für den Band selbst schlägt sich die Akzentsetzung auf der Friedensforschung in Beiträgen zur Entmilitarisierung der kroatisch-slawnischen Militärgrenze (Catherine Horel), zu politischem Protest und armeefeindlichem Verhalten in der tschechischen Gesellschaft (Martin Zückert) und auch in einer kulturgeschichtlich geprägten Studie zum Wandel österreichischer „Türkenbilder“ nieder, der sich zwischen der Belagerung Wiens und dem Bündnis im Ersten Weltkrieg feststellen lässt (Maureen Healy).

Die Ambition, das Militär in seiner gesamten Auswirkung auf Staat, Gesellschaft und Kultur zu erfassen, kann der Band freilich nur als allgemeine Marschrichtung für künftige Forschungen vorgeben und muss sich ansonsten zwangsläufig darauf beschränken, dieses Postulat anhand einiger Fallstudien selbst umzusetzen. Die große behandelte Zeitspanne sowie die thematische und methodische Breite, die sich aus der inneren Vielfalt der Habsburgermonarchie ebenso ergeben wie aus den denkbar verschiedenen Forschungsschwerpunkten der Beitragenden, versuchen die Herausgeber in den Griff zu bekommen, indem sie die drei schlagwortartigen Leitlinien kurz ausarbeiten, denen die Veröffentlichung auch ihren Titel verdankt (S. 19 ff.): „Glanz“ zielt dabei im weitesten Sinne auf die Interaktion von Militär und Öffentlichkeit, „Gewalt“ ist nur vordergründig selbsterklärend und im Zusammenspiel von Staat, Armee und Individuen ein komplexes Phänomen, während „Gehorsam“ in dem Forschungsfeld Anwendung findet, das zwischen Soldatenausbildung und -drill und staatsbürgerlicher Loyalität liegt.

Mit wohl angemessener Bescheidenheit erklären die Herausgeber es im Ergebnis als verfrüht, einen synthetischen Überblick zu den vielfältigen in dem Sammelband fokussierten Beziehungen von Militär und Gesellschaft aufzustellen; sie beschränken sich darauf, große Forschungsdefizite und das weitgehende Fehlen komparatistischer Untersuchungen zu konstatieren, die zisleithanische und transleithanische Armeepolitik und -erfahrung gleichermaßen in den Blick nehmen. Sie konstatieren ferner, dass die Frage nach dem tatsächlichen Ausmaß der mehr oder weniger erfolgreichen Militarisierung der verschiedenen Teilgesellschaften Österreich-Ungarns noch nicht recht beantwortet sei und dass wir auch über die vielen Formen von Resistenz und Verweigerung in Krieg und Frieden kaum Kenntnisse haben (S. 27). Der Rezensent ergänzt, dass sich auch über das Verhalten der polnischen Bevölkerung Preußens zum deutschen Militarismus noch erstaunlich wenig sagen lässt.

Seinem ehrgeizigen Ansatz entsprechend, bietet der Band ein gutes Dutzend internationaler Beiträge, die das übergeordnete Thema unter politischen, sozialen, kulturellen, erfahrungs- und geschlechtergeschichtlichen Aspekten behandeln. Unverkennbar ist dabei eine gewisse Konzentration auf die westliche Reichshälfte – dies gilt etwa für Christa Hämmerles Beitrag über die Misshandlung von Soldaten und für Hannes Leidingers Artikel über Suizid im Militär –, auf die slowenischen Länder (Rok Stergar) und die kroatisch-slawnische Militärgrenze (Horel). Das Verhältnis von ziviler Bevölkerung und Militär wird am Beispiel der Festungs- und Garnisonsstadt Trient untersucht (Nicola Fontana). In der Tendenz schlägt die geo-

---

<sup>1</sup> *Leonhard, Jörn*: Bellizismus und Nation. Kriegsdeutung und Nationsbestimmung in Europa und den Vereinigten Staaten 1750-1914. München 2008.

grafische Schwerpunktsetzung auch in den Beiträgen durch, die sich dem österreichisch-ungarischen Militär mit kultur- und normengeschichtlichen Ansätzen nähern. Wer den Zugang über spezifische soziale Gruppen sucht, findet hier etwas über armeefeindliche Tschechen (Zückert), über die kleinen, aber symbolisch durchaus bedeutsamen Scharen polnischer und ukrainischer Legionärinnen im Ersten Weltkrieg (Angelique Leszczawski-Schwerk) sowie über Theater spielende Kriegsgefangenenoffiziere in Russland (Alon Rachamimov), wobei in den beiden letztgenannten Beiträgen dem Gender-Aspekt besondere Aufmerksamkeit gilt.

Die genannten Beiträge einer Einzelwertung zu unterziehen, ist im engen Rahmen einer Rezension schlecht möglich, und eine Auswahl würde letztlich nur Aufschluss über die Forschungsvorlieben des Rezensierenden geben. Insgesamt vereint die Publikation typische Vor- und Nachteile eines Sammelbandes in dem Sinne, dass der Leser zwar eine eindrucksvolle Tour d'Horizon zum Stand der Forschung geboten bekommt, dafür aber trotz der oben geschilderten Versuche der methodischen Bündelung letztlich doch ein wenig den divergierenden Forschungsschwerpunkten der Beitragenden „ausgeliefert“ wird und daher manchmal auf die problematisierten „Klassiker“ der habsburgischen Militärgeschichte zurückgreifen muss, um sich über Grundlegendes zu informieren. Freilich ist dies unter den oben skizzierten Voraussetzungen auch kaum anders zu machen, und die verschiedenen Beiträge zeigen deutlich, dass mit der Anwendung der „neuen Militärgeschichte“ auf die Donaumonarchie Neuland betreten wird.

Anstelle eines Gesamtresümees bietet der Band am Ende einen kurzen, von Michael Hochedlinger verfassten Überblick über die Entwicklung der österreichischen Militärgeschichtsschreibung seit Einrichtung der Abteilung Kriegsarchiv des Österreichischen Staatsarchivs im Jahr 1801, der gleichsam mit einer Führung durch die dort verfügbaren Quellen verknüpft ist. Dieser dürfte nicht nur Neulingen den Zugang zu diesem zentralen Archiv sehr erleichtern. Gleiches gilt für die dem Band beigegebene Auswahlbibliografie, die das 18. und 19. Jahrhundert bis zur Revolution von 1848/49, die Zeit bis 1914 und nicht zuletzt den Ersten Weltkrieg abdeckt. Insgesamt ist der Band mit großem Gewinn zu lesen, und ihm ist zu wünschen, dass er das oft noch stumme Nebeneinander von „klassischer“ und „neuer“ Militärgeschichte zu überwinden hilft.

Bonn

Pascal Trees

*Rokoský, Jaroslav: Rudolf Beran a jeho doba. Vzestup a pád agrární strany [Rudolf Beran und seine Zeit. Aufstieg und Fall der Agrarpartei].*

Vyšehrad, Praha 2011, 912 S. ISBN 978-80-7429-067-1.

Rudolf Beran gehört zu den umstrittensten Politikern der Tschechoslowakei. Der führende Funktionär der Agrarpartei und Ministerpräsident der kurzlebigen so genannten Zweiten Tschecho-Slowakischen Republik verbrachte einen großen Teil seines Lebens im Gefängnis, zuerst 1941-1943 unter deutscher, 1945-1948 unter „volksdemokratischer“ und schließlich bis zu seinem Tode im Jahre 1954 unter kommunistischer Herrschaft. „Es blieb ihm nur ein reines Gewissen und ein zweifelhafter



Ruf bei seinen Gegnern“, urteilt Rokoský schon in der Einleitung (S. 10). Da weder das Archiv der Partei noch ihres zentralen Organs „Venkov“ erhalten sind, war Rokoský darauf angewiesen, sich auf einige Nachlässe, die Presse sowie die Akten und die Aussagen von Zeugen des Nachkriegsprozesses gegen Beran und seine Mitangeklagten zu stützen sowie in zahlreichen Archiven nach weiteren Informationen über ihn zu suchen. Rokoskýs an der Prager Karlsuniversität 2004 verteidigte Dissertation wurde auf 900 Seiten gekürzt und aufgrund von nicht näher charakterisierten „Schwierigkeiten im tschechischen Verlagswesen“ (S. 9) erst 2011 vom „Institut für das Studium totalitärer Regime“ herausgebracht.

Rokoský beschreibt den Aufstieg Rudolf Berans, Sohn eines Kleinbauern und Gastwirts aus dem Weiler Pracejovice bei Strakonice, dessen Frau Marie 1914 allerdings eine bedeutende Mitgift in die Ehe brachte, mit der die Eheleute ein Gut kaufen konnten. Sein Weg führte ihn von der landwirtschaftlichen Berufsschule über den Jugendverband der Agrarpartei nach Prag, wo er zuerst bei der landwirtschaftlichen Genossenschaftszentrale und ab 1906 im Sekretariat der Partei selbst angestellt war. Die Zeit bis zum Ende der Habsburgermonarchie handelt Rokoský auf der Basis der Sekundärliteratur recht kurz ab, hier erfährt der Leser u. a., mit welchen Tricks sich Beran dem Einsatz an der Front entzog.

Nach dem Ersten Weltkrieg diente Beran der Partei als Generalsekretär. Er spielte eine zentrale Rolle beim Ausbau der Organisation der Partei und ihrer zahlreichen Verbände. Zu seinen Aufgaben gehörte auch die Unterbringung von Parteimitgliedern in öffentlichen Institutionen im Rahmen des für die erste Tschechoslowakische Republik typischen Klientelwesens. Beran vertrat seine Partei schon in der so genannten „Revolutionären Nationalversammlung“ und saß seit den Wahlen von 1920 ohne Unterbrechung im Prager Abgeordnetenhaus. Das Fehlen des Parteiarchivs führt Rokoský dazu, häufig geheime Berichte an die Kanzlei des Präsidenten der Republik zu zitieren, wenn er die innere Entwicklung und die Stimmung in der Agrarpartei analysiert. Deren Wahrheitsgehalt lässt sich schlecht überprüfen, etwa wenn ein Agrarier der „Burg“ mitteilt, dass Edvard Beneš innerhalb der Agrarpartei „verhasst“ sei, oder Beran gesagt haben soll, dass 80 Prozent seiner Partei gegen Beneš seien, aber der Vorstand Aktionen gegen den Außenminister bremsen werde (S. 133f.). Sicher ist jedenfalls, dass Josef Vraný, der Chefredakteur des „Venkov“, ein überzeugter Gegner Benešs war und diese Einstellung in der Zeitung mehrfach zum Ausdruck brachte.

Ein zentrales Thema der Biografie stellt die Haltung der Agrarpartei zur Wahl Benešs zum Präsidenten der Republik am 18. Dezember 1935 dar. Beran war einen Monat zuvor zum Vorsitzenden der Partei gewählt worden. Rokoský zufolge war er „kein starker Vorsitzender, bei parteiinternen Streitigkeiten suchte er den Kompromiss, aber zu einer klaren Entscheidung entschloss er sich nicht“ (S. 293). So habe er nicht für eine klare Linie der Parteipresse gesorgt, sei in der Frage der Präsidentenwahl anfangs unentschieden gewesen und habe dann den Gegnern Benešs in der eigenen Partei nachgegeben. Vraný argumentierte nämlich, dass der Staat einen Präsidenten brauche, der integrieren und ohne Ansehen der Person urteilen könne, Beneš hingegen schon in der Vergangenheit durch Intrigen Krisen und innenpolitische Konflikte ausgelöst habe. Als Ministerpräsident Milan Hodža die angebotene

Kandidatur ablehnte, einigten sich die „staatstragenden“ nichtsozialistischen Parteien mit Ausnahme der katholischen Volkspartei darauf, den Vorsitzenden des Tschechischen Nationalrats Professor Bohumil Němec zum Präsidentschaftskandidaten zu küren. Nachdem es jedoch Beneš gelungen war, Andrej Hlinka und damit dessen Slowakische Volkspartei mit der Zusage einer Dezentralisierung der Republik aus dieser Front herauszubrechen, gab auch die Agrarpartei den Widerstand gegen Beneš auf und entschloss sich zu dessen Wahl, zumal Beneš den Agrariern versprach, den Streit zu vergessen und alle Parteien gleich zu behandeln – eine Zusage, die er bekanntlich nicht eingehalten hat.

Auf dem Parteitag Ende Januar 1936 versicherte Beran dem Präsidenten seine Loyalität. Dennoch ließ er den erklärten Gegner der Burg Ferdinand Kahánek gewähren, der nach dem Tode Vranýs schließlich zum Chefredakteur des „Venkov“ aufstieg. Kahánek habe sich auf die Unterstützung Berans berufen, die er aber in Wahrheit nicht besessen habe, meint Rokoský, doch sei Beran zu weich gewesen, gegen Kahánek vorzugehen. Während Tomáš G. Masaryk und Antonín Švehla trotz politischer Gegensätze zusammengearbeitet hätten, „fanden Beneš und Beran nicht den Weg zueinander und bemühten sich vielleicht auch nicht allzu sehr darum“ (S. 232). Im Herbst 1936 setzte auch noch eine Auseinandersetzung über die Außenpolitik ein: Die Agrarpartei lehnte vor allem Benešs Politik gegenüber der Sowjetunion und die Unterstützung der spanischen Republikaner ab; auch auf die Fähigkeit des Völkerbunds, die kleinen Staaten zu schützen, wollte sie nicht bauen.

In der Politik wie in der Forschung umstritten ist Berans Verhältnis zum nationalsozialistischen Deutschland und zur Sudetendeutschen Partei (SdP). Rokoský betont mit überzeugenden Argumenten und Zitaten, dass Beran entgegen Vorwürfen aus den Reihen der Sozialisten, Kommunisten und später Benešs im Exil im März 1936 einen Eintritt der SdP in die Regierung ebenso ablehnte wie „überhaupt irgendeine Kollaboration mit ihr“ (S. 233, Anm. 404). Zwar gebe es in der SdP auch Menschen, deren Loyalität nicht bezweifelt werden könne, aber eben auch „viele Elemente, die bekämpft werden müssen“ (S. 234). In einem Interview vom November 1936 erklärte Beran, dass die ČSR als Staat keine Position zu den Regimen in Deutschland und der Sowjetunion beziehe. Vor der Existenz einer großen Partei wie der SdP könne man zwar nicht die Augen verschließen, doch fordere man von der Henlein-Partei „ein echtes Bekenntnis zum Staat und zur Demokratie, und zwar nicht mit Worten, sondern Fakten“. Wenn sie diese nicht leiste, müsse die SdP als Feind angesehen werden, denn kein „geordneter Staat würde in seinem Schoß eine ihm feindliche Organisation ertragen“ (S. 236 f.). Die geforderte nationale Autonomie werde es nicht geben, über sie werde nicht diskutiert. Diese Aussagen interpretierten die Nationalsozialisten in dem Prozess, den sie 1941 in Berlin gegen Beran führten, als Kampfansage, in der Nachkriegs-ČSR wurden sie indessen als Einladung an die SdP zum Regierungseintritt ausgelegt.

Großes Aufsehen erregte Berans Artikel zu Neujahr 1938. Im Parteiorgan „Venkov“ forderte er: „Wenn bei unserer demokratischen Wahlordnung mehr als einviertel Millionen der deutschen Wähler ihr Vertrauen der SdP gegeben haben – muss damit gerechnet und müssen die entsprechenden Schlüsse gezogen werden.“ Eine Verschleierung oder Verzerrung der Wirklichkeit könne nur schaden.

Die Deutschen müssen unseren Staat anerkennen – dürfen nicht über die Grenze schielen, müssen dort, wo sie in den Gemeinden oder verschiedenen Institutionen führen, dem tschechischen Element die Möglichkeit der Vertretung gewähren – ebenso wie wir den Deutschen geben müssen, was ihnen in der Verwaltung des Staates gebührt. Es ist nicht möglich, alle Deutschen, die sich zu einer bestimmten politischen Partei bekennen, für Hochverräter zu halten. (S. 255)

Die Zeitschrift „Přítomnost“ – und Rokoský stimmt ihr zu – deutete Berans Aussage als Versuch, die Linken in der Regierungskoalition mit der SdP zu erschrecken. Denn eine gemeinsame Basis sei angesichts der Autonomieforderungen der SdP ohnehin unmöglich gewesen.

Allerdings legen Berans damals geheimen Äußerungen kurz vor und nach dem Anschluss Österreichs gegenüber dem deutschen Botschafter Ernst Eisenlohr nahe, dass er in dieser für die Existenz der Tschechoslowakei hochgefährlichen Lage Kompromisse mit der SdP suchte und ihren Eintritt in die Regierung nicht ausschloss. Beran versprach die Entlassung verhafteter Henlein-Anhänger und baldige Wahlen, nach denen die „Aktivisten“, also die staatstragenden deutschen Parteien verschwinden oder an Bedeutung verlieren würden. Im Falle einer politischen Entspannung sagte Beran eine zeitweise überproportionale Aufnahme Sudetendeutscher in den öffentlichen Dienst und nationalbewusster Deutscher anstelle von Juden und Emigranten in den Lehrkörper der deutschen Hochschulen zu. Rokoský kommentiert diese Aussagen mit den Worten, dass der diplomatisch unerfahrene Beran sich ungeschickt verhalten, aber nicht Verrat geübt habe. Vor allem aber lagen Berans Angebote auf der Linie des Ministerpräsidenten Hodža, der ebenfalls im Gespräch mit dem deutschen Diplomaten die Bedingungen Deutschlands für eine langfristige Zusammenarbeit und einen Regierungseintritt der SdP zu erkunden versuchte. Bei einem Treffen der Parteiführer der Koalition mit Außenminister Kamil Krofta am 29. April 1938 setzte sich Beran dafür ein, auf das alte Angebot Polens zu einem Pakt zurückzukommen und sich um die Verbesserung der Beziehungen zu Italien zu bemühen. Intern äußerte er Zweifel an der Bereitschaft Frankreichs zu militärischem Beistand. Auch in Bezug auf die Kleine Entente „müssen wir uns immer die Wirklichkeit bewusst machen, wie sie ist“. Dennoch urteilt Rokoský erneut: „Außenpolitik war die Schwäche der Agrarier.“ (S. 301)

Nach dem Münchener Abkommen übernahm Beran die Führung der Regierung der Zweiten Republik, eines Fachkabinetts, das sich ermächtigen ließ, mit Verordnungen zu regieren. Trotz der Forderung nach nationaler Einheit trat der Premier für die Bildung einer Regierungs- und einer Oppositionspartei ein. Die neue Sammlungspartei „Partei der Nationalen Einheit“ rief zur Anpassung an die neuen Machtverhältnisse in Europa auf. Kultur und Wissenschaft sollten an die nationale Tradition anknüpfen, die Medien reguliert werden. Nationale Hilfe müsse den tschechischen Flüchtlingen aus den Grenzgebieten gewährt werden, die übrigen sollten sich jedoch in andere Staaten begeben. Auch die Mehrheit der demokratischen Linken erkannte die schwierige Situation an, in der sich die Regierung befand, und nahm diese in Schutz. Zwar ließ Beran die Führung der faschistischen Gruppe „Vlajka“ verhaften, doch hetzten einige Parteizeitungen gegen die Juden. In dieser Frage lavierte die Regierung so gut sie konnte, um einerseits auf den deutschen

Druck zu reagieren und andererseits die versprochene britische Anleihe nicht zu verspielen. Die Tätigkeit der kommunistischen Partei wurde eingestellt, doch kein Kommunist verhaftet. Wenn auch der äußere Druck dominierte, hat nach Rokoský auch die Regierung Beran dazu beigetragen, „Keime eines totalitären Regimes“ zu legen (S. 426).

Am 15. März 1939 erlebte Beran einen Nervenzusammenbruch, abends erklärte er im Ministerrat: Da nach dem Münchener Abkommen nicht gekämpft worden sei, sei jetzt Widerstand gegen die einmarschierende Wehrmacht Selbstmord. Staatspräsident Emil Hácha konnte den Rücktritt der Regierung nicht annehmen, den sie am 15. März beschlossen hatte. Beran begründete sein kurzzeitiges Ausharren auf seinem Posten mit der Gefahr einer Machtübernahme von Rechtsaußen. Daraus folgten aber andere unangenehme Aufgaben in der Anfangsphase des „Protektorats Böhmen und Mähren“: So versprach Beran dem Befehlshaber der deutschen Truppen Loyalität und nahm mitsamt der Regierung an der Truppenschau der Wehrmacht auf dem Wenzelsplatz teil. Auch gab seine Regierung schon am 21. März eine Verordnung heraus, mit der sie jüdisches Eigentum für tschechische Bewerber sichern wollte. Nachdem General Alois Eliáš den Vorsitz der Protektoratsregierung übernommen hatte, zog sich Beran auf seinen Landsitz zurück. Als Vorsitzender des Bauernverbandes spielte er aber im Hintergrund weiterhin eine wichtige Rolle. Eine Studie über den Anteil der Agrarpartei an der Widerstandsbewegung liegt bislang nicht vor, so ist Rokoský darauf angewiesen, Berans Verbindungen zu unterschiedlichen Widerstandsgruppen aufzuzählen. Sein Beitrag habe hauptsächlich darin bestanden, die Familien von Verhafteten finanziell zu unterstützen. Im Mai 1941 wurde Beran ebenso wie eine große Zahl sozialdemokratischer Funktionäre verhaftet. Nach eigener Aussage hatte er niemanden verraten und wurde deshalb auch nicht als Zeuge aufgerufen. Vor dem Volksgerichtshof (VGH) in Berlin verteidigte sich Beran geschickt, bis der Staatssekretär beim Reichsprotektor Karl Hermann Frank persönlich nach Berlin kam, ihm und der Agrarpartei ihre feindselige Einstellung zur SdP und die Unterstützung der Außenpolitik Beneš vorwarf, Beran als einen Politiker mit einem „Januskopf“ bezeichnete und seine Aussage mit den Worten beendete: „Beran und Eliáš – das ist das gleiche!“ (Eliáš war im Herbst 1941 zum Tode verurteilt worden.) Beran behauptete in seiner Verteidigungsrede vor dem VGH, dass er sich immer für ein gutes Verhältnis zu den Sudetendeutschen und zum Deutschen Reich eingesetzt und gegen Beneš Außenpolitik protestiert habe. Er wurde zu einer zehnjährigen Gefängnisstrafe verurteilt. Nachdem Beran ins Gefängnis in Pankrác verlegt worden war, forderte Frank von ihm schriftliche Aussagen zu Beneš Person und Politik, die Beran so gut es ging, ausweichend und ohne andere zu belasten, beantwortete. Kein anderer Tscheche wurde, so Rokoský, aufgrund von Berans Aussagen verhört. Weihnachten 1943 wurde dieser in einen Hausarrest bei seinem Sohn entlassen und durfte Ende des Sommers 1944 auf seinen Landsitz in Pracejovice zurückkehren.

Im Exil und in der Nachkriegsrepublik sabotierte Beneš alle Versuche, die Agrarpartei zu erneuern. Auch die übrigen Parteien setzten sich nicht für die Wiederherstellung der Agrarpartei ein, da sie diese beerben wollten. Die Verfolgung der Angehörigen der Agrarpartei begann schon im Mai 1945: Ihre führenden Vertreter soll-

ten aus dem öffentlichen Leben eliminiert werden. Die Zeitungen der Kommunisten, aber auch der demokratischen Parteien entfesselten eine Hetz- und Lügenkampagne gegen die Agrarpartei, die keine Möglichkeit hatte, sich öffentlich zu wehren. Hubert Ripka, Benešs rechte Hand im Exil und nach dem Krieg Außenhandelsminister, erklärte am 19. Juni 1945: Die Politik der Agrarpartei ebenso wie ihrer „Ableger“ (!), die Nationale Vereinigung, die Gewerbestarke Partei und die Faschisten sei nicht nur gegen das Volk und die Gesellschaft, sondern im wahren Sinn gegen den Staat gewesen. Ihre ehemaligen Anhänger würden sicherlich anerkennen, dass es eine Verfehlung gegen die höchsten Rechte der Republik und der wirklichen Bedürfnisse der Demokratie wäre, diese Parteien zuzulassen (S. 621, Anm. 141).

Beran war schon am 14. Mai 1945 festgenommen und ebenso wie andere Prominente geschlagen, ungenügend ernährt und medizinisch versorgt worden. Er wurde monatelang verhört. Rokoský referiert die Vorwürfe und Zeugenaussagen umfassend – vor allem aber Aussagen zugunsten Berans. Erörtert wurden seine Rolle bei der Präsidentenwahl von 1935, sein Verhältnis zur SdP, sein Verhalten in der Zweiten Republik und im Protektorat sowie seine Einstellung zum tschechoslowakischen Exil unter der Führung von Beneš. Die Anklageschrift warf Beran vor, die Agrarpartei seit 1926 in einen Gegensatz zu den anderen Parteien geführt, mit der SdP zusammengearbeitet und ab 1935 ein faschistisches System angestrebt und so auf den Kulminationspunkt der „schändlichen Kapitulation vom 15. März 1939“ hingewirkt zu haben (S. 641).

Die Gerichtsverhandlung begann am 30. Januar 1947. Zusammen mit Beran wurden General Jan Syrový, der Ministerpräsident kurz vor und nach dem Münchener Abkommen, Jiří Havelka, Mitglied der Protektoratsregierung, und die ehemaligen Innenminister Otakar Fischer und Josef Černý angeklagt. Die Zeitungen der zugelassenen Parteien überboten sich gegenseitig mit Vorverurteilungen der Angeklagten und das kommunistisch geführte Innenministerium scheute vor keinem Druckmittel zurück. Davon zeugt z.B. die Tatsache, dass Vladimír Krychtálek, ehemaliger Redakteur des „Venkov“ und ein ausgesprochener Kollaborateur während der deutschen Besatzungsherrschaft, seine Aussagen gegen Beran mit der Begründung zurückzog, diese unter Folter gemacht zu haben. Er gab an, dass ihm der berüchtigte Stabskapitän Bedřich Pokorný, Mitarbeiter des Innenministeriums, in Gegenwart anderer gesagt habe: „Beran muss hängen, damit niemals mehr eine Agrarpartei gegründet werden kann, und Sie müssen uns dabei helfen“ (S. 671). General Eliášs Frau Jaroslava sagte zugunsten von Syrový und Havelka aus, und ergänzte, obwohl der Prokurator ihr das Wort zu entziehen versuchte: Hätte mein Mann überlebt, würde auch er hier auf der Anklagebank sitzen. Eine damalige ZuhörerIn erzählte Rokoský: „Das war eine Überraschung. Sie sagte, was sie nicht sollte.“ (S. 693) In seiner Verteidigungsrede argumentierte Beran, dass im März 1939 eine große Geste viele Opfer gekostet, aber nichts gebracht hätte: Zu diesem Zeitpunkt regierten die Politiker, die für „München“ verantwortlich waren, noch und die Sowjetunion war nicht auf Krieg vorbereitet. Wer „sollte das Volk in die Katastrophe schicken“, wenn sich die Sowjetunion für die Verzögerungstaktik entschied? (S. 706) Gegen die beiden Stimmen der Kommunisten erklärten die Geschworenen Beran als für in 27 von 30 Punkten unschuldig. Für die drei Punkte, in denen Beran als schuldig befunden

wurde – darunter seine Zustimmung zum Verkauf von Kriegsmaterial an Deutschland Ende 1938 und die Begrüßung von General Blaskowitz und des Reichsprotectors Konstantin von Neurath in Prag – wurde Beran gemeinsam mit Syrový am 21. April 1947 zu 20 Jahren Kerker verurteilt. Zugleich erkannte das Gericht mit 5:2 Stimmen an, dass er im Widerstand tätig gewesen war. Rokoský urteilt mit bitterer Ironie: „Beran wurde also sowohl als Widerstandskämpfer als auch als Verräter anerkannt“ (S. 741). Beran und Syrový seien Sündenböcke gewesen, auf die alle Schuld für das Ende der Ersten Republik und das unwürdige Lavieren der Zweiten Republik gewälzt werden konnte.

Die letzten etwa 100 Seiten widmet Rokoský dem Leben Berans in mehreren Strafanstalten, zuletzt in der westslowakischen Strafanstalt Leopoldov, wo ihn seine infolge der Enteignung völlig verarmte Frau Marie, die zwischenzeitlich auch verhaftet und zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt worden war, nur selten besuchen konnte. Rudolf Beran starb am 28. Februar 1954 mit 66 Jahren an einer Lungenentzündung. Rokoskýs Urteil lautet: „Rudolf Beran verlor, weil die tschechoslowakische Demokratie verlor. Selbst war er kein großer Politiker, geschweige denn ein Staatsmann. Aber die Zeit, die ihm zugemessen war, durchschritt er mit Ehre.“ (S. 859).

Die Ehrenrettung des zweiten Vorsitzenden der Agrarpartei, die Rokoský mit seinem beeindruckenden Werk versucht hat, ist ebenso gelungen wie die Anklage gegen seine deutschen, „volksdemokratischen“ und kommunistischen Verfolger berechtigt ist. Rokoský zeichnet den Weg eines Mannes und damit auch einer Partei, die von ihren Gegnern und einem großen Teil der Historiker zu Unrecht für das Scheitern der parlamentarischen Demokratie und Außenpolitik der Ersten Tschechoslowakischen Republik verantwortlich gemacht worden ist. Rokoskýs Belege für seine Schilderung und Thesen sind nicht nur außergewöhnlich zahlreich, sondern auch überzeugend. Zu befürchten ist allerdings, dass der gewaltige Umfang des Werks seine Rezeption einschränken wird.

Berlin

Detlef Brandes

*Konrád, Ota: Dějepisectví, germanistika a slavistika na německé univerzitě v Praze 1918-1945 [Geschichtsschreibung, Germanistik und Slawistik an der Deutschen Universität in Prag 1918-1945].*

Karolinum, Praha 2011, 362 S., ISBN 978-80-246-1949-1.

Seit den Forschungen aus Anlass des 650-jährigen Gründungsjubiläums der Prager Karlsuniversität 1998 hat auch die Geschichte der Deutschen Universität in Prag von 1918 bis 1945 vielfache Beachtung gefunden. Die vorgelegten Arbeiten erfassen Themen der Verwaltungs- und Institutionengeschichte, der Fachgeschichte und Biografien der Lehrenden, wobei aus der damals gegebenen politischen Situation heraus politische Implikationen besondere Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Ein weiterer wichtiger Beitrag zum Thema liegt nun in der Publikation des am Masaryk-Institut und Archiv der Tschechischen Akademie der Wissenschaften tätigen, nach 1989 wissenschaftlich sozialisierten Historikers Ota Konrád vor. Die von ihm erarbeitete, auf der Durchsicht mehr als zahlreicher Archivquellen aufbauende Studie zu

drei wichtigen geisteswissenschaftlichen Studienfächern basiert auf seiner Prager Dissertation von 2007, aus deren Ergebnissen Konrád bereits einzelne Aspekte in Aufsatzform vorstellen konnte (S. 337). Konrád ergänzt auf sehr willkommene Weise Alena Mířková's Buch „Die Deutsche (Karls-) Universität vom Münchener Abkommen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges (Universitätsleitung und Wandel des Professorenkollegiums)“ (tschech. 2002; dt. 2007). Es schließt im Fall der Geschichtsforschung zudem an Pavel Kolář's bis 1938 reichendes zweibändiges Werk „Geschichtswissenschaft in Zentraleuropa. Die Universitäten Prag, Wien und Berlin um 1900“ (2008) an.<sup>1</sup> Mit den genannten Arbeiten und anderen neuen Publikationen zum Thema kommt es allerdings zu stellenweise erheblichen thematischen Überschneidungen und Wiederholungen bereits vorgestellter Forschungsergebnisse, ohne dass das ausgewiesen wird; hier merkt man, dass das Konradsche Buch im Kern 2007 abgeschlossen wurde.

Am Beginn seines Buches gibt Konrád eine kurze Einleitung und eine aufschlussreiche Reflexion über den Forschungsstand sowie die Quellenlage. Konrád's Studie ist chronologisch in die zwei großen Teile „In der Ersten Republik“ (S. 39-194) und „Im Dritten Reich“ (S. 195-303) gegliedert. Im ersten Teil werden zunächst die gesetzlichen Rahmenbedingungen der Deutschen Universität, die Ernennung von Professoren und die personelle Entwicklung an der Philosophischen Fakultät 1921-1937, die Ablehnung des Staates Tschechoslowakei, völkische bzw. nationalsozialistische Tendenzen und Kooperationen mit dem Deutschen Reich behandelt. Danach folgen Abschnitte zur Geschichtsschreibung, Germanistik und Slawistik, wobei jeweils der Lehrkörper, thematische und methodologische Entwicklungen und ausgesuchte Fachvertreter (Wilhelm Wostry, Heinz Zatschek, Josef Pfitzner, Josef Körner, Franz Spina, Gerhard Gesemann) biografisch vorgestellt werden. Im zweiten Teil thematisiert Konrád die Vorgänge an der Universität während der Jahre 1938 und 1939 (etwa Flucht nationalsozialistisch gesinnter Lehrender, Flucht politisch und rassistisch Verfolgter, „Arisierung“, die Philosophische Fakultät nach dem März 1939, Wissenschaftspolitik NS-Deutschlands) und den Lehrkörper der Philosophischen Fakultät 1938-1945. Nachfolgend werden die „Sudetendeutsche Anstalt für Landes- und Volksforschung“, Forschungen zu Südosteuropa, die „Reinhard Heydrich-Stiftung“ und Konflikte an der Fakultät in den Jahren 1943/44 behandelt. Dazu tritt ein Abschnitt zu den „neuen“ Professoren Hans Joachim Beyer, Karl Valentin Müller und Rudolf Hippus. Abgeschlossen wird der zweite Teil von Ausführungen zu den Fächern Geschichte, Germanistik und Slawistik, wobei wieder thematische und methodologische Aspekte sowie die personelle Entwicklung im Zentrum stehen. Hierauf folgen das zusammenfassende Schlusskapitel (S. 304-313), Verzeichnisse der Abkürzungen sowie der Quellen und Literatur, ein englisches Resümee und ein Personenregister. Unterstrichen werden muss, dass Konrád auch Texte ausgewählter 112 Dissertationen (siehe das Verzeichnis S. 318-323) und zugehörige Gutachten bzw. Protokolle gesichtet und untersucht hat und dementsprechend aufschlussreiche Ergebnisse liefert (bisher hatte man sich allgemein mit dem Zitieren der Dissertationstitel zufrieden gegeben).

<sup>1</sup> Siehe die Rezensionen in: *Bohemia* 49 (2009) H. 2, 532-539.

Sein Buch versteht Konrád als Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der „deutschen Minderheit in den böhmischen Ländern“, wobei er Wissenschaft auch als „bedeutende soziale, kulturelle und politische Aktivität“ auffasst und versucht, sein Thema aus einer „multidisziplinären Perspektive“ zu betrachten sowie Handlungsspielräume und Erfahrungshorizonte der Wissenschaftler auszuleuchten (S. 8 f.). Damit sind für Konrád zuvorderst die Zeiten um und nach 1918 und 1938/39 von Interesse, da damals die für die deutschen Wissenschaftler besonders eklatanten Umbrüche stattfanden, die Einfluss auf ihre Arbeit nahmen. Der Befund, dass es unter den deutschen Wissenschaftlern „in erster Linie die in Prag wirkenden deutschen Historiker, Germanisten und Slawisten waren, die ihre Gegenwart reflektierten und diese in ihre eigene wissenschaftliche Forschung und in deren Themen und Methode integrierten“, wird von Konrád untermauert (S. 9). Er stellt zunächst fest, dass sich, nach dem Trauma der Kriegsniederlage und der tschechoslowakischen Staatsgründung von 1918 (die abgesehen von der „Lex Mareš“ keine grundlegende Verschlechterung der Rechtsstellung der Universität mit sich brachte), das Verhältnis der deutschen Lehrenden zum neuen Staat ČSR seit der Mitte der zwanziger Jahre im Allgemeinen in dem Maße zu verändern begann, als die Realität akzeptiert wurde und „aktivistisches“ Handeln bzw. Kontakte zu tschechischen Kollegen nicht mehr als verpönt galten. Naheliegender Weise waren es gerade die Vertreter der Slawistik wie ein Franz Spina, die vermehrt Kontakte zu ihren tschechischen Kollegen knüpften.

Die „aktivistische“ Einstellung ging schon in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre mehrheitlich wieder verloren (als signifikantes Beispiel kann der Slawist Gerhard Gesemann angeführt werden), weil die Verschlechterung der sozialen Lage, die Machtergreifung der Nationalsozialisten im benachbarten Deutschland und Konflikte wie der „Insignienstreit“ die Akzeptanz der ČSR erheblich verringerten. Der Einfluss nationalsozialistischer Politik auf die deutschen Lehrenden nahm seit Mitte der dreißiger Jahre zu, und Konrád kann aufzeigen, dass hierbei der „Nord- und Ostdeutschen Forschungsgemeinschaft“ mit Albert Brackmann an der Spitze eine verstärkende Rolle zukam. Höchst interessant ist auch ein von Konrád entdecktes Dokument, aus dem hervorgeht, dass Studenten und (jüngere!) deutsche Lehrende unter Führung des Germanisten Herbert Cysarz im März 1938 in einem Schreiben an Edvard Beneš den „Anschluss“ Österreichs an Deutschland begrüßten und die Möglichkeit für eine von ihnen selbst durchzuführende Nazifizierung ihrer Universität forderten. Es verwundert daher kaum, dass Cysarz in jener Zeit die auf den Prager Germanisten August Sauer zurückgehende Forschungsrichtung der Literaturwissenschaft im Sinne der Nationalsozialisten unter Integration „rassischer“ Aspekte veränderte und eine „sudetendeutsche Literatur“ (ohne deutschjüdische Schriftsteller) proklamierte.

In die deutsche Prager Geschichtsforschung flossen bewusst Elemente der in Deutschland zum Paradigma erhobenen „Volksgeschichte“ ein, wobei diese in der neuen, auf Identitätsstiftung ausgerichteten „sudetendeutschen Geschichte“ problemlos mit der Auffassung der Deutschen als „Kulturträger“ in Ostmitteleuropa korrespondierte. Es war dann schließlich die Geschichtswissenschaft, in der unter den drei von ihm behandelten Fächern von Mitte der dreißiger Jahre bis 1945 freiwillig und bewusst die stärksten fachlichen Änderungen in Richtung nationalsozia-



listisch determinierter „Wissenschaft“ stattfanden. Ob es sich dabei (nur) um „ideologische Importe aus dem nazistischen Deutschland“ (S. 312) handelte, bedarf freilich der Diskussion, denn Konrad selbst betont auch, dass die Übernahme von Forschungsparadigmen aus Deutschland an der Deutschen Universität in Prag auf zuvor bereits vorbereiteten, fruchtbaren Boden fiel, somit nicht von einem Wechsel von Forschungsparadigmen, sondern von deren Radikalisierung zu sprechen sei (S. 313). Auch das wäre zu diskutieren, freilich müsste man sich zuvor einigen, welche Vorgänge mit „Paradigmenwechsel“ zu benennen sind. Das Buch endet mit der Einschätzung, dass die nach 1918 zunächst defensiv gedachten Forschungen zur Verteidigung des deutschen Besitzstandes in den böhmischen Ländern sich „in der politischen und ideologischen Realität der Jahre 1938-1945 zu willigen Werkzeugen der Okkupationsmacht“ (S. 313) wandelten. Konrads Forschungserträge sind im großen Bogen in anderen Arbeiten bereits mehrfach skizziert worden, werden von ihm aber unter Erlangung zahlreicher wertvoller Nebenergebnisse in detaillierten, quellenge-sättigten Analysen in modernen Perspektiven verifiziert und auf solideste Grundlage gestellt. So hat Ota Konrad in Summe das bisher beste, sein Forschungsziel stringent verfolgende Buch eines tschechischen Autors zur Prager Deutschen Universität verfasst, das großen Raum für weitergehende Forschungen öffnet.

Wien

Karel Hruza

*Hudek, Adam: Najpolitickejšia veda. Slovenska historiografia v rokoch 1948-1968 [Die politischste Wissenschaft. Die slowakische Historiografie in den Jahren 1948-1968].*

Historicky ustav SAV, Bratislava 2010, 252 S., ISBN 978-80-970302-3-0.

Adam Hudek schließt mit seiner gelungenen Darstellung der neueren slowakischen Geschichtswissenschaft eine große Lücke in der Historiografieforschung: Während für Polen und die Tschechische Republik schon vor mehr als einem Jahrzehnt erste Synthesen der marxistischen Geschichtsschreibung vorgelegt wurden, fehlte eine Gesamtdarstellung der slowakischen Entwicklung bislang.<sup>1</sup> Im Zentrum seiner Abhandlung steht die Zeit zwischen der kommunistischen Machtübernahme von 1948 bis zum Jahr 1968; diese Zäsuren werden aber ubersritten, um Kontinuitäten zu verdeutlichen. Folglich ist ein Viertel des Buches der Historiografie vor 1948 gewidmet und auch die „Normalisierung“ der Branche in den siebziger Jahren bleibt nicht unerwähnt. Bis auf kleinere Inkonsequenzen hält sich die Erzählung an die Chronologie.

Hudek verbindet zwei Ebenen der Geschichte der Geschichtswissenschaft, indem er Institutionen und wissenschaftliche Strukturen einerseits, die Meistererzählung andererseits untersucht. Seine methodologischen Inspirationen reichen von der

<sup>1</sup> *Stobiecki, Rafa: Historia pod nadzorem. Spory o nowy model historii w Polsce (II poowa lat czterdziestych – poczatek lat piedziesitych) [Geschichte unter Aufsicht. Auseinandersetzungen über das neue Modell der Geschichte in Polen (von der zweiten Hälfte der vierziger bis zum Beginn der fünfziger Jahre)].* Lod 1993. – *Hanzal, Josef: Cesty eske historiografie 1945-1989 [Wege der tschechischen Historiografie 1945-1989].* Praha 1999.

Reflexion über politische Mythen und ihre Auswirkung auf die Erzählungen (hier beruft sich Hudek u. a. auf die in der Slowakei und in der Tschechischen Republik relativ breit rezipierten Arbeiten von Jerzy Topolski sowie auf Elena Mannová) bis zu der historiografischen DDR-Forschung mit ihrem Programm der „Historisierung“ der Diktatur. Ergänzt wird das Buch um biografische Profile der wichtigsten slowakischen Historiker des 20. Jahrhunderts (u. a. von Daniel Rapant, Ľudovít Holotík, Jaroslav Dubnický, Peter Ratkoš und Miloš Gosiorovský). Besonders inspirierend sind die kurzen vergleichenden Überlegungen zur polnischen, sowjetischen und ungarischen Geschichtswissenschaft, breiter herausgearbeitet werden die Bezüge zu Entwicklungen in den böhmischen Ländern. Gerade mit Blick auf den tschechischen Fall problematisiert Hudek die These von der verspäteten Entwicklung des Faches in der Slowakei. Das Jahr 1968 bilde hier nicht allein aus den bekannten politischen Gründen eine Zäsur, sondern auch als der Moment, in dem sich die slowakische Meistererzählung endgültig verselbstständigt habe.

Das Buch ist in sechs Kapitel gegliedert, ein Personenregister, kurze englisch- und deutschsprachige Zusammenfassungen sowie eine umfangreiche Bibliografie schließen es ab. Im ersten Kapitel beschreibt Hudek die Entwicklungen vor 1948. Dann, auf circa 20 Seiten, charakterisiert er die philosophischen Grundlagen des Marxismus-Leninismus und sein Verhältnis zum Nationalismus. Anknüpfend an die Thesen Michal Kopeček's erblickt er erst für die Zeit ab Mitte der fünfziger Jahre, als sich das Regime liberalisierte, Möglichkeiten, das wissenschaftliche Potenzial des Marxismus produktiv zu nutzen und weiterzuentwickeln.<sup>2</sup> Auf der Suche nach einem slowakischen Pendant zu den wegweisenden Texten des tschechischen kommunistischen Ideologen Zdeněk Nejedlý gelangt Hudek zu dem Vortrag Ladislav Novomeskýs, „Komunizmus v slovenskej národnej idei“ (Der Kommunismus in der slowakischen Nationalidee) aus dem Jahr 1946. Er stellt zwar fest, dass der Autodidakt offensichtlich nicht in der Lage war, eine der tschechischen, polnischen oder ungarischen Interpretation vergleichbare Vision der nationalen Geschichte zu entwerfen. Doch sieht er bei Novomeský bereits eine äußerst selbstkritische Sichtweise der slowakischen Geschichte angelegt, die sich vor allem auf die slowakische Nationalbewegung und ihr Verhältnis zur ungarischen Revolution von 1848-1849 bezogen habe.

Im dritten Kapitel analysiert Hudek die Beziehungen zwischen den wichtigsten Institutionen der slowakischen Historiografie: dem Historický ústav SAV (Historischen Institut der Slowakischen Akademie der Wissenschaften), dem Ústav dejín KSS (Institut für die Geschichte der Slowakischen Kommunistischen Partei) und der pädagogischen Hochschule. Eine Sonderstellung nahm die Matica Slovenská ein, die in den fünfziger Jahren marginalisiert wurde und der nur noch die Aufgabe der Popularisierung zukam. Hudek beschreibt einerseits die Konflikte, die von Ambitionen und der Konkurrenz um finanzielle Mittel motiviert waren, betont aber zugleich, dass die verschiedenen Institutionen stets eng miteinander verbunden und angesichts des fehlenden Personals auf die Zusammenarbeit angewiesen waren.

---

<sup>2</sup> Kopeček, Michal: Hledání ztraceného smyslu revoluce [Die Suche nach dem verlorenen Sinn der Revolution]. Praha 2009.

Ein Großteil der Konflikte resultierte aus der Entscheidung, alle Kräfte auf eine marxistische Synthese der Nationalgeschichte zu konzentrieren. Dies wird im vierten und fünften Kapitel ausführlich analysiert. Als Quellengrundlage dienen drei zum Teil abgeschlossene, zum Teil unvollendet gebliebene Meistererzählungen: der gesamttschechoslowakische „Přehled československých dějin“ (Überblick über die tschechoslowakische Geschichte), die „Tézy k dejinám Slovenska“ (Thesen zur Geschichte der Slowakei) und die skizzenhafte „Dejiny Slovenska“ (Geschichte der Slowakei). Im letzten Kapitel beschreibt Hudek die institutionellen und inhaltlichen Veränderungen, die sich seit dem Anfang der sechziger Jahre abzeichneten. Diese Zeit charakterisiert er als Periode einer bis dahin ungekannten und danach nie wieder wiederholten Zusammenarbeit slowakischer und tschechischer Forscher.

Obwohl die Arbeit von Adam Hudek die erste Synthese der slowakischen marxistischen Geschichtsschreibung ist, hat auch dieses Thema eine interpretatorische Tradition, die der Autor kritisch rezipiert. Schon seit 1968 haben einige slowakische Historiker die These vertreten, dass die slowakische Geschichte in der tschechoslowakischen Erzählung unterrepräsentiert und deutlich kritischer bewertet worden sei als die tschechische. Diese Einschätzung war auch nach 1989 ziemlich populär (und auch nicht mehr inopportun); der Zerfall des Staates tat hier sein Übriges. Auf dem X. Kongress der Slowakischen Historischen Gesellschaft 1991 in Bratislava prangerte Richard Marsina die tschechoslowakische Meistererzählung sogar als antislowakisch an.<sup>3</sup> Zugleich stellt sich, ähnlich wie in anderen Ländern des ehemaligen Ostblocks, die Frage, inwieweit es berechtigt und sinnvoll ist, von einer slowakischen marxistischen Geschichtsschreibung zu sprechen. Gab es überhaupt Marxisten unter den Historikern? Und wenn ja, bildete das marxistische Paradigma eher einen Bruch in der Geschichte der slowakischen Historiografie, oder lassen sich Kontinuitäten finden? Es geht also um das Verhältnis zwischen Marxismus und Nation sowie um personelle und ideologische Kontinuitäten.

Dieses Problem löst Hudek souverän, indem er über die „Nationalisierung des Klassenparadigmas“ schreibt und eine Plastizität der „offiziellen“ Geschichtsinterpretationen nachweist. So seien die stalinistischen Schemata zwar breiter rezipiert und auf die Nationalgeschichte angewendet worden, die Inhalte aber relativ schnell veränderbar gewesen. Wenn Hudek in seiner Analyse dennoch von „Marxismus“ spricht, hat das vor allem praktische Gründe – zumal er zeigen kann, dass es oft gerade der notwendige Pragmatismus war, der im slowakischen Fall radikale Umbrüche verhinderte: Auch eine marxistische Synthese verlangt Forschung, die zumindest vorläufig nur von Nichtmarxisten geleistet werden konnte. Den Verzicht auf die „älteren“ Historiker (die 1948 noch gar nicht alt waren) konnten sich die kommunistischen Machthaber gar nicht leisten. Das erklärt die Milde der slowakischen Kaderpolitik, insbesondere im Vergleich zum tschechischen Teil der Republik. Andererseits schreibt Hudek aber auch von einer Tradition des Konformismus, der Bereitschaft, sich dem Willen der Staatsmacht unterzuordnen, die für die slowakischen Historiker charakteristisch gewesen seien.

---

<sup>3</sup> Marsina, Richard: Slovenská historiografia 1945-1990 [Die slowakische Historiografie 1945-1990]. In: Historický časopis 39 (1991) H. 4-5, 371-377.

In Hudeks Analyse des Verhältnisses zwischen den „nationalen“ und den „revolutionären“ Traditionen schleichen sich allerdings einige Inkonsistenzen ein. Mit Recht wird darauf hingewiesen, dass der „plebejische“ Charakter der slowakischen Vergangenheit, der die Defizite einer „unhistorischen“ Nation in eine Stärke verwandelte, ein „Geschenk“ für die Marxisten war. Die z. B. von Richard Marsina vertretene These, der tschechoslowakische Marxismus habe dazu gedient, die Slowaken ihrer Nationalgeschichte zu berauben, widerlegt Hudek zwar insgesamt; stellenweise wiederholt er sie aber auch, etwa wenn er im Einklang mit Marsina im Zusammenhang mit der ungarischen Revolution von 1848/49 vom „Negativismus“ der slowakischen Historiker schreibt, die in Anlehnung an die Interpretation von Friedrich Engels eine betont proungarische (und – folglich – antislowakische) Stellung eingenommen hätten (S. 152). Ähnliche Schlüsse hatte schon Ladislav Novomeský in seinem programmatischen Text gezogen. Bis Mitte der sechziger Jahre herrschte Hudek zufolge in diesem Fall Übereinstimmung zwischen den Historikern. Das Signal für die Umdeutung Ludovít Štúrs, der Schlüsselfigur der slowakischen Nationalbewegung, habe erst 1965 Július Mésároš gegeben, der die angeblich herrschende Interpretation in den Kontext der „antinationalistischen“ Kampagne der fünfziger Jahre gestellt habe.

Die These, dass die kritische Neuinterpretation Štúrs in der slowakischen marxistischen Geschichtsschreibung eine von oben erzwungene und bis in die sechziger Jahre konsequent durchgesetzte Aktion war, halte ich für eindeutig falsch. Hudek selbst liefert genug Material, um sie zu widerlegen. Schon 1951 erschien in der Slowakei eine Studie des sowjetischen Forschers Iwan Udalcov, in der Štúr viel positiver beurteilt wurde, als von den tschechischen Politikern Mitte des 19. Jahrhunderts.<sup>4</sup> Dies beflügelte die slowakischen Forscher, die die Fortschrittlichkeit Štúrs und seiner Anhänger verteidigten. So scheiterte der Versuch des – von Hudek (allerdings in Anführungsstrichen) als „Dogmatiker“ charakterisierten – Vladimír Matula, 1954 Führer der nationalen Bewegung, eine andere, proungarische Gruppe von „Revolutionären“ aufzubauen.<sup>5</sup> Schon wenige Monate darauf erschienen die ersten Polemiken und eine Diskussion brach aus, in der sich mehrere slowakische Marxisten gegen die Interpretation von Matula stellten.<sup>6</sup> In den 1955 erschienenen „Thesen“ wurde der slowakische Aufstand gegen die Magyaren positiv interpretiert. Man könnte vielleicht noch auf das Heft des „Historický časopis SAV“ von 1956 zu Ludovít Štúr verweisen, auf eine ebenso dem Nationalhelden gewidmete Moskauer

<sup>4</sup> Udalcov, Ivan Ivanovič: Slovánské narody Rakúskej ríše v revolučnom hnutí r. 1848 vo výskumoch sovietskych historikov [Die slawischen Nationen des Habsburgerreichs in der revolutionären Bewegung des Jahres 1848 in den Forschungen sowjetischer Historiker]. In: Holotík, Ludovít (Hg.): Revolučné dedičstvo rokov 1848-1849 [Das revolutionäre Erbe der Jahre 1848-1849]. Bratislava 1951, 74-86.

<sup>5</sup> Matula, Vladimír: K niektorým otázkam slovenského národného hnutia štyridsiatych rokov XIX. stol. [Zu einigen Fragen der slowakischen Nationalbewegung der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts]. In: Historický časopis 2 (1954) H. 3, 375-406.

<sup>6</sup> JT [Ján Tibenský]: Konferencia slovenských historikov o tezách slovenských dejín [Die Konferenz der slowakischen Historiker über die Thesen zur slowakischen Geschichte]. In: Historický časopis 3 (1955) H. 2, 299-303.

Konferenz im selben Jahr sowie auf die 1957 publizierte Štúr-Biografie von Vladimír Matula, die zwar fast ohne Kritik der slowakischen Nationalbewegung auskam (aber einen kritischen Blick auf die Nationalitätenpolitik der ungarischen Aufständischen wagte), von Július Mésároš dennoch heftig angegriffen wurde.<sup>7</sup> Schließlich war es die ungarische Revolution von 1956, die zu einer Reinterpretation dieses Abschnitts der Geschichte Ungarns beitrug. All diese Indizien sprechen für eine Umdeutung des Selbstbildes der slowakischen Historiker: die „nationale Tradition“ war von „Dogmatikern“ nie ernsthaft gefährdet. Indessen findet man in den Äußerungen ihrer Verteidiger nicht selten einen gewissen Dogmatismus.

Doch diese Frage ist die einzige, bei der man sagen könnte, dass sich der Autor von seinen Quellen in die Irre hat führen lassen. Kleinere kritische Einwände betreffen das letzte Kapitel, in dem die marxistische Interpretation des Jahres 1939 gegen die Chronologie erst nach dem Nationalaufstand von 1944 besprochen wird (S. 199-213). Hier fehlt der Bezug auf die Arbeiten von Jozef Jablonický.<sup>8</sup> Praktisch unerwähnt bleibt auch die marxistische Interpretation der Herrschaft der Habsburger, die gerade im Kontext des Verhältnisses zwischen slowakischer und ungarischer Geschichte interessant gewesen wäre.

Abgesehen davon überzeugt „Najpolitickéjšia veda“ in der Herangehensweise, Argumentation und in den Schlussfolgerungen. Erwähnenswert ist auch der souveräne Blick auf die internationale Ebene der Historiografiegeschichte, die klare Analyse der Beziehungen, die die slowakischen Historiker zu ihren tschechischen und ungarischen Kollegen unterhielten. Aus dieser auf die Nachbarhistoriografien erweiterten Perspektive resultiert eine überzeugende Definition des slowakischen Spezifikums: Dieses habe in der „Bemühung um die Gestaltung einer eigenständigen slowakischen Nationalgeschichte“ gelegen, „die kein Bestandteil der ungarischen oder tschechischen Nationalgeschichte ist“ (S. 230). Bis 1968 blieb dieses Ziel unerreicht, aber das Ringen darum hat Adam Hudek anschaulich und überzeugend beschrieben.

Jena

Maciej Górny

*Pullmann, Michal: Konec experimentu. Přestavba a pád komunismu v Československu [The End of Experiment. Perestroika and the Demise of Communism in Czechoslovakia].*

Scriptorium, Praha 2011, 243 S., ISBN 978-80-87271-31-5.

Michal Pullmann's book on the closing years of communist power in Czechoslovakia produces challenging new interpretations of a period that has received very little attention from serious historians. It uses a range of published and unpublished

<sup>7</sup> Mésároš, Július: Dve vedecko-populárne publikácie o Ludovítovi Štúrovi [Zwei populärwissenschaftliche Publikationen über Ludovít Štúr]. In: Historický časopis 5 (1957) H. 1, 116-118.

<sup>8</sup> Jablonický, Jozef: Glosy o historiografii SNP. Zneužívanie a falšovanie dejín SNP [Glossen über die Historiografie zum Slowakischen Nationalaufstand. Missbrauch und Verfälschung der Geschichte des Slowakischen Nationalaufstands]. Bratislava 1994. – Ders.: Slovenské národné povstanie a tri etapy jeho hodnotenia [Der Slowakische Nationalaufstand und drei Etappen seiner Bewertung]. In: Historický časopis 39 (1991) H. 4-5, 456-463.

sources to back up theses on how the influence of Gorbachev's perestroika in the Soviet Union led to a remarkably rapid disintegration of an apparently stable power structure. There has been some very positive and also some very hostile Czech media coverage for his arguments, the latter relating to an unjustified perception that the book aims to give the communist regime an easy ride. It should rather be welcomed as a pioneering attempt to address difficult issues, even if some parts of his argument may warrant further development.

Pullmann challenges comfortable assumptions on the normalisation period arguing that the system of power relied on the support base not of "a narrow stratum of the bureaucracy," but of the "overwhelming majority of the population" (p. 223). That support was always ambivalent and mixed with scepticism and cynicism, but it went beyond "mere loyal adaptation" (p. 222). Instead, Pullmann identifies a "consensus." People retained a belief in socialism as, in some sense, a more desirable social order than capitalism – opinion polls from the time give support to this – and mouthed the more specific but ultimately vacuous ideological formulations of the elite. In return they had enough free space for living reasonably fulfilling lives.

This "consensus" was then disrupted as changes in the Soviet Union pushed the Czechoslovak leadership into opening discussions which, in contrast to phoney discussions of previous years, they were no longer able to control. Hopes and also fears were aroused among different social groups and they began expressing opinions and asking questions that could no longer be handled within an established vocabulary that Pullmann places at the centre of his notion of consensus. Analysis of the pronouncements of leading party and government figures demonstrates growing confusion and uncertainty, while opinion polls – not made public at the time – show declining faith in socialism. Thus, in his view, it was the disintegration in the authorities' ability to maintain consensus, rather than the activities of opposition groups, that triggered the downfall of communism.

Much of this is persuasively argued, but key themes need further development and clarification. Most questionable is the treatment of the mechanisms of maintaining power after normalisation and the use of the term consensus. Rejecting the totalitarian framework, and the portrayal of power as dependent on repression alone, need not mean rejecting the importance of forms of repression. This shifted over time as active opposition was subdued and isolated from the population through the early 1970s, but use of the term consensus risks confusion between two different kinds of consensus, a genuine one and a phoney or imposed one.

Part of the regime's method of ruling was to create the appearance of a consensus around its own ideology and phraseology, using repression when necessary. In essence, Pullmann shows the breakdown of this phoney consensus, which is not the same as the rupturing of a society-wide consensus, and the resulting disintegration of the regime from within. There is a great deal left for further investigation, including the development and mechanisms for ensuring political stability in post-normalisation Czechoslovakia, the means whereby power passed to a new regime and the significance of the normalisation period for subsequent development.

On this last point the author concludes with the speculative and provocative argument that the heritage of normalisation lives on with a new consensus built around

the mouthing of neo-liberal slogans which resemble the ideological vacuousness of normalisation (pp. 225-227). This exaggerates continuity from the past. After 1989 there was no analogous need for an artificially imposed consensus and there were no comparable coercive means to maintain it. Different opinions could coexist, and be expressed in public, without threatening the regime or causing panic in its upper reaches.

Nevertheless, by asking difficult questions in a forthright and clear way, this book has already stimulated public debate over the heritage of the normalisation period. It will have truly succeeded if it also stimulates more research over the difficult questions still to be answered.

Paisley

Martin Myant

*Borodziej, Włodzimierz: Geschichte Polens im 20. Jahrhundert.*

C.H. Beck, München 2010, 489 S., ISBN 978-3-406-60647-2.

Die von Ulrich Herbert, dem Freiburger Experten für zeitgenössische Geschichte, herausgegebene Reihe zur Geschichte der europäischen Staaten „Europäische Geschichte im 20. Jahrhundert“ muss man als umfassendes Projekt zur Geschichte des modernen Europa aus der vergleichenden Perspektive einzelner „nationaler“ bzw. staatlicher Geschichten sehen. Erklärtes Ziel ist es, die Entwicklung einer Reihe von europäischen Staaten im „langen“ 20. Jahrhundert – verstanden ungefähr als die Zeit zwischen 1890 und 2000 – nachzuzeichnen. Dabei soll auf der Grundlage „regionaler Studien“ untersucht werden, inwieweit die Staaten des europäischen Kontinents strukturell vergleichbare, d.h. in Bezug auf Phasen und Geschwindigkeit ähnliche Entwicklungen bzw. eine allgemeine Modernisierung durchliefen, und in welchem Maße, wo und warum die Entwicklungen einen anderen Weg nahmen oder einem eigenen Takt folgten. Auf der Grundlage von konkreten Schlüsselereignissen und Prozessen soll das Projekt als Ganzes zeigen, welche Befunde man – entsprechend der bislang dominierenden Traditionen – im Rahmen von Nationalstaaten erklären kann und wo es bereits um gemeinsame europäische „grundlegende Prozesse und deren Varianten“ geht (Vorwort Herbert S. 7).

Alle Bände der Reihe – von Spanien und Großbritannien bis zu Russland und der Sowjetunion (bislang ist es nicht gelungen, einen Autor für die Tschechoslowakei zu finden) – haben eine ähnliche Struktur: eine chronologische Aufzählung von „Ereignissen“, vor allem politikgeschichtlicher Entwicklungen, unterbrochen von „Querschnitten“, die die Zeit um 1900, die Mitte der zwanziger Jahre, den Zweiten Weltkrieg, die Mitte der sechziger Jahre und die Jahre nach 1990 betrachten. In diesen Sonden sollen sich die Autoren um eine komplexe Darstellung der Situation von Staat und Gesellschaft bzw. um deren Weiterentwicklung in Vierteljahrhundertsschritten bemühen. Letztlich sind es dann eben diese Querschnitte im Rahmen der gesamten Reihe, die es ermöglichen sollen, komplexe Entwicklungen gesamteuropäischen Charakters zu erkennen. Die schablonenartige Struktur der Bände ist jedoch nicht ganz problemlos: Schon in den Rezensionen der bereits veröffentlichten Titel wurden Einwände geäußert, dass die vorgegebenen Zäsuren und Parallelen Autoren

dazu zwingen könnten, der Geschichte der einzelnen Staaten Gewalt anzutun. So denken etwa in Großbritannien Historiker wie Laien bei dem Schlagwort „gesellschaftliche Umbrüche“ eher an den Regierungsantritt der radikalen konservativen Reformerin Margret Thatcher als an die sechziger Jahre.

Die Reihe muss allerdings auch als Sammlung von Monografien betrachtet werden, von denen jede einzelne ihren eigenen Wert hat. Das Projekt, das weit über den Rahmen herkömmlicher politik-, wirtschafts-, und sozialgeschichtlicher „nationaler“ Synthesen hinausgeht, hat die Entstehung einer Folge nichtdeskriptiver, konzeptionell interessanter Werke initiiert, die von führenden Fachleuten verfasst wurden. Die Geschichte Polens aus der Feder von Włodzimierz Borodziej, Professor an der Universität Warschau, gehört zu den einflussreichsten der bislang erschienenen Bände.

In der Einleitung seines Buches (S. 11) stellt Borodziej die drei Motive vor, die während des Schreibprozesses permanent wiederkehrten: Erstens die gewaltigen Unterschiede zwischen dem polnischen Staat und der polnischen Nation vor den Umbrüchen in der polnischen Geschichte des 20. Jahrhunderts: 1918, 1945 und 1989. Polen und die polnische, bis zum Jahr 1918 getrennte und in einer Reihe von Punkten nicht ganz einfach „zusammenwachsende“ Nation (ähnlich wie Deutschland und die Deutschen), musste sich immer wieder neu „gründen“, meist unter Schmerzen, bzw. sich selbst definieren, und das nach innen, wie nach außen. Das zweite Motiv ist die Konkurrenz von nationaler und sozialer Frage um den Vorrang, und das sowohl im Zuge der wiederholten Gründungen des polnischen Staates, als auch während der Schlüsselrevolutionen 1905 und 1980. Die Komplexität der sich anbietenden Lösungen in der permanent komplizierten nationalen Situation stellt die Strategien der polnischen Politik bis heute vor nicht geringe Probleme. Das dritte sich wiederholende Motiv besteht schließlich im Abwägen der auswärtigen Quellen der Modernisierung einerseits, die in einigen Fällen nicht immer erwünschte Impulse (um das Jahr 1900 ähnlich wie nach 1945) gaben, der polnischen Neigung zu Autarkie und zum Bremsen gesellschaftlich-ökonomischer Veränderungen im Interesse des gesellschaftlichen Konsenses andererseits. Diese zweite Tendenz lässt sich für die Zwischenkriegszeit ebenso beobachten wie in den siebziger und achtziger Jahren.

Borodziej hat sein Werk in vier chronologische Abschnitte gegliedert (1890-1918, 1918-1939, 1939-1944 und 1945-2004), die wiederum unterteilt sind in „Ereignis“-Kapitel (mit einem Schwerpunkt auf der Außen- und Innenpolitik und Kriegereignisse) und „Struktur“-Kapitel. Dies gelingt in der ersten Hälfte des Buches perfekt, in der 54 Jahre in drei Abschnitten mit insgesamt neun Kapiteln abgehandelt werden. Als etwas problematisch erweist sich diese Vorgehensweise jedoch im zweiten Teil des Buches, in welchem dem Autor für viereinhalb Jahrzehnte voller Veränderungen, größtenteils durch das kommunistische Regime bedingt, plus 15 Jahre des „neuen Polens“ ein Abschnitt mit sieben Kapiteln ausreicht. Zu dem letzten Querschnitts- und ereignisgeschichtlichen Kapitel bekennt Borodziej selbst, dass er sich als Zeitzeuge, „aufgewachsen im Sozialismus und sozialisiert durch die *Solidarność*“, zwar um kritischen Abstand bemüht, aber dennoch mit großen Problemen beim Verfassen zu kämpfen hatte (S. 12). Der Autor, der sich in den achtziger und neunziger Jahren an der Seite großer Persönlichkeiten des „neuen Polen“ politisch engagiert hat, hebt



hier durchaus mit Nachdruck – und auch unter gezielter Weglassung der „Aura des Umbruchs“ von 1989 – die Kontinuität der Zeit zwischen der Entstehung der *Solidarność* 1980 und dem Eintritt Polens in die EU im Jahr 2004 hervor. Um die bislang dominante Sichtweise zu überwinden, die das Ende des Kalten Krieges akzentuiert, hat er einen Bogen gespannt, der die bis heute aktuellen Probleme bei der Lösung „alter Fragen“ aufzeigt, aber auch verdeutlicht, dass sich Polen und das polnische Volk nach dem Ende des Kommunismus nicht so schmerzhaft „wiederbe-gründen“ mussten wie in den Jahren 1918 und 1944/45–47.

Borodziej, der zu den bedeutendsten polnischen Zeitgeschichtsforschern auf dem Felde der politischen Geschichte und der internationalen Beziehungen gehört, ist vor allem mit Arbeiten zum Zweiten Weltkrieg, der Nachkriegszeit, der *Solidarność*-Zeit und der Gründung des neuen Zentraleuropas nach 1989 hervorgetreten, jüngst als Herausgeber polnischer diplomatischer Akten der Zwischenkriegszeit. Die große Synthese konnte er selbstverständlich nicht auf der Grundlage von Archivquellen schreiben. Mit der notwendigen kritischen Distanz hat er sich auf eine umfangreiche Zahl an neuen und neuesten Arbeiten polnischer, deutscher und teilweise auch angloamerikanischer Herkunft gestützt, in den letzten Kapiteln zudem auf die zeitgenössische polnische Publizistik. Der tschechische Leser wird mit Neid verfolgen, wie viele quellenbasierte Arbeiten und Synthesen zu zentralen Problemen der polnischen Geschichte insbesondere in den letzten zehn Jahren erschienen sind. Dies ist nicht nur Ausdruck der großen Zahl polnischer Historiker, sondern auch Abbild des außerordentlichen Interesses der polnischen Öffentlichkeit an „ihrer“ neuen und neuesten Geschichte. Entsprechend thematisiert und analysiert Borodziej auch die Probleme der breiteren Öffentlichkeit mit der kritischen Demontage von Mythen und Stereotypen der modernen polnischen Geschichte, die die Nation verteidigen.

Sein eigener Blick auf die „polnische Geschichte“ ist dabei sachlich kritisch: Borodziej erläutert mit Abstand und mit dem Blick auf das internationale Publikum die Geschichte der polnischen Gesellschaft bzw. der multinationalen Gesellschaft, die auf sich immer wieder verändernden Gebieten des erst geteilten und dann „verschobenen“ polnischen Staates lebte. Dabei gelingt es ihm, weder in einen national motivierten noch in den konjunkturalistisch ultrakritisch „antipolnischen“ Ton zu verfallen. Im Zentrum seiner Aufmerksamkeit stehen die politischen, militärischen, wirtschaftlichen und sozialen Ereignisse und Prozesse, die insbesondere im ersten Teil durch Ausführungen über die kulturellen und gesellschaftlichen Kontexte des Wandels der polnischen Gesellschaft abgerundet werden. Methodisch ist Borodziejs Zugang am ehesten als „neue Politikgeschichte“ zu charakterisieren, ausgewogen ergänzt um Aspekte einer sozial interpretierten Wirtschaftsgeschichte. Aber auch Aspekte der Mentalitätsgeschichte sind in den Text eingewoben; für die Zeit nach 1918 wie in den Passagen über die neueste Epoche zeigt Borodziej die gespaltene Wirkung der „realen“ und der medial vermittelten Wirklichkeit auf die Gesellschaft bzw. die Auswirkungen dieser „Doppelrealität“ der Ereignisse auf die Entwicklung des historischen Narrativs.

Immer wieder aufs Neue verdeutlicht Borodziej die wirtschaftlichen, soziokulturellen, religiösen und kulturpolitischen Unterschiede der einzelnen polnischen Regionen und Milieus (die richtungsgebende Großstadt gegen den schier unend-

lichen ländlichen Raum) und zeigt die Folgen dieser Diskrepanzen für die allgemeine Entwicklung wie für herausstechende Ereignisse auf (exemplarisch seine hervorragende Darstellung der dramatischen Jahre 1939-1944!). Das „Neue“ in Borodziejs Erzählung sind weniger bislang unbekannte historische Fakten (obwohl für einen tschechischen oder deutschen Leser viel Neues vorkommt), als vielmehr der vom Autor angebotene differenzierte Blick auf die historische Realität: Es gab keine einheitliche Geschichte des modernen Polen und seiner Gesellschaft. Wir müssen uns mit der vielfältigen, im Inneren oft widersprüchlichen und von verschiedenen Bevölkerungsgruppen und politischen Vereinigungen sehr unterschiedlich wahrgenommenen, vor allem aber rauen und immer wieder auch tragischen Realität dieses Teils der Geschichte auseinandersetzen. Nur am Rande sei hier Borodziejs offene Kritik am britischen und insbesondere amerikanischen Pragmatismus angeführt, durch den der „kleine“ polnische Verbündete im Grunde genommen bereits im Jahr 1941 und dann gänzlich 1943 unter voller Kenntnis der kurz- wie langfristigen Folgen „an die Russen verkauft“ wurde (S. 241-248, insbesondere S. 244, wo von der Zusammenarbeit der britischen Special Operations Executive mit dem NKWD bereits ab dem 22. Juni 1941 die Rede ist, die den polnischen, prowestlichen Widerstand eliminiert hat).

Das Problem des Historikers als Schriftsteller – und Borodziejs Buch ist sehr gut lesbar geschrieben – ist der Unterschied zwischen der dramatischen Zeit 1890-1944/47 und den folgenden Jahrzehnten bis zur Entstehung der *Solidarność*. Polen, das von den Nationalsozialisten und den russischen Okkupanten gemeinsam zerstört und nicht nur in der Folge des Holocaust mehr als dezimiert wurde, hat einen Großteil seiner traditionellen Eliten, besonders der traditionellen Intelligenz, verloren. Das Land machte in den Nachkriegsjahren eine drastische, von Moskau angeordnete und organisierte industrielle Modernisierung durch. Es wäre beim heutigen Erkenntnisstand wohlmöglich eine zu große Aufgabe gewesen, dem Leser diesen Prozess der grundlegenden wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Transformation der teilweise von Grund auf veränderten und trotzdem in ihrem Ganzen in einem traditionellen (nationalen, ständischen, kulturellen und religiösen) Rahmen beharrenden Gesellschaft hin zum „sozialistischen Polen“ als spannende Geschichte nahezubringen.

Dennoch hätte der Leser gerne genauer erfahren, wer die „Profiteure“ und Träger der kommunistischen „Gleichschaltung“ der polnischen Gesellschaft gewesen sind. Aus dem Kontext wird ersichtlich, dass vor allem die junge und ungebildete, von der politisch-kulturellen Tradition unbeschwerte männliche polnische Landbevölkerung in die neu entstandenen Machtstrukturen eintrat und unbekümmert ihren Gewinn aus der Beteiligung an der kommunistischen Diktatur zog. Es ist allerdings auch deutlich, dass sich einige von diesen Personen und ganz sicher deren (in mancher Hinsicht „privilegierte“) Kinder ab den sechziger Jahren um eine pragmatische „Vermenschlichung“ des Regimes bemühten, um ihre neu erlangte Bildung und ihr gesellschaftliches Potential auf relevante Art zur Anwendung bringen zu können. An dieser Stelle wäre der Leser dem Autor dankbar gewesen für einen genaueren Blick auf die Problematik der Kultur, der Bildung, auf das Prestige, das die neuen akademischen Eliten hatten, aber auch die Frustrationen, die sie erlebten und den Weg, auf

dem das bürokratisch schwerfällige, unfähige und nicht reformierbare Regime diese am Ende zielsicher in die Opposition trieb – und so in Kontakt mit dem unzufriedenen, in einigen Epochen gar sprichwörtlich hungrigen Proletariat brachte, in dessen Namen die sozialistische Diktatur eigentlich herrschte. Warum es dazu kam – und zwar trotz der zahlreichen Privilegien, die die intellektuelle Spitze genoss –, warum dies so schnell und in einem so hohen Maß passierte, kann Borodziej nur andeuten. Ein Leser, der gezielt nach Parallelen und Unterschieden in der Entwicklung der Nachbarstaaten Polens sucht, möchte die Antworten deutlicher lesen. Wahrscheinlich ist die historiografische Zeit dafür noch nicht reif. Anregungen, Informationen, Beobachtungen und wertvolle Schlüsse bringt das wunderbare Buch Borodziejs jedoch in einer riesigen Fülle.

Prag

Jiří Pešek

*Teich, Mikuláš/Kováč, Dušan/Brown, Martin D. (Hgg.): Slovakia in History.*

Cambridge University Press, Cambridge 2011, 413 S., ISBN 978-0-521-80253-6.

Der Band steht in einer Reihe mit dem von Mikuláš Teich vor nun fast eineinhalb Jahrzehnten publizierten Sammelwerk „Bohemia in History“.<sup>1</sup> Auch diesmal war es die Absicht der Herausgeber, dem in der angelsächsischen Welt eher spärlichen Wissen um Geschichte und Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur in der Mitte Mitteleuropas aufzuhelfen.<sup>2</sup> Im Hintergrund steht auch hier Neville Chamberlains bekanntes, auf „München 1938“ und seine Vorgeschichte gemünztes Diktum vom „Streit in einem weit entfernten Land zwischen Leuten, von denen wir nichts wissen“. Die Autoren (die Autorinnen sind leider nach wie vor eine schwache Minderheit) hat man aus der ersten Liga der slowakischen ExpertInnen rekrutiert. Prominent vertreten ist die forschungsstarke jüngere und mittlere Generation der Slowakischen Akademie der Wissenschaften, daneben aber auch die Prominenz der *senior* und *elder scientists*, Dušan Kováč und Vilém Prečan. Dünn gesät sind die nichtslowakischen Fachleute; vielleicht auch deshalb sind die über die Slowakei hinausreichenden komparativen Sichtweisen nicht so deutlich ausgeprägt. Inspirator, Motor, Spiritus Rector und abschließender kritischer Kommentator des Unternehmens ist Mikuláš Teich – nach der Okkupation von 1968 in die Emigration gezwungen, seither unterwegs als Wanderer und Vermittler zwischen den Welten von Cambridge (Großbritannien) und der Slowakei und Tschechiens.

„Slovakia in history“ präsentiert eine dichte Folge von Einzelbeiträgen, wie sie so oder so ähnlich in verdaulicher Form bislang nicht versammelt worden sind; sie runden sich zu einer Synthese, die auch für die Fachwissenschaft von beträchtlicher Relevanz ist. Der rote Faden spinnt sich durch fast zwei Jahrtausende; Schwerpunkt (der etwa zwei Drittel des Textkorpus umfasst) ist allerdings das 20. Jahrhundert.

<sup>1</sup> Teich, Mikuláš (ed.): *Bohemia in History*. Cambridge University Press, Cambridge 1998.

<sup>2</sup> Einer kontinentaleuropäischen Region, die breiteren britischen Kreisen vornehmlich von den *stag parties* auf den Kneipenmeilen von Bratislava oder Budapest bekannt sein dürfte. Hieran wird allerdings auch der vorliegende Band wenig ändern.

Die Beiträge sind im Wesentlichen chronologisch gereiht. Beabsichtigt war allerdings nicht die lückenlose Abdeckung der Nationalgeschichte, sondern die Konzentration auf *key issues*. Im Vordergrund steht die politische Geschichte der slowakischen Nation – die ohne den Blick auf Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur, Ideen und Diskurse aber natürlich nicht zu schreiben ist.

Nation und Nationalstaat waren und sind, wie der Band demonstriert, in der europäischen Geschichte gewichtige Entitäten und keinesfalls zu vernachlässigende Akteure (natürlich unter anderen, und in Verflechtung mit anderen). Man darf dies als Kontrapunkt zum aktuellen modisch-inflationären Gerede von „Transnationalität“ lesen. Die Autoren sitzen damit allerdings nicht der Fiktion ungebrochener nationaler Identität und Kohärenz auf: Sowohl Kováčs einleitende als auch Teichs abschließende Reflexionen (und vielfach, mindestens implizit, die Beiträge dazwischen) thematisieren die Frage, ob und inwieweit und ab wann der Gegenstand des Buches eigentlich existiert hat<sup>3</sup> – nachdem es in der ungarischen Periode bis zum Ende der Monarchie keine administrativ abgegrenzte Entität „Slowakei“ gegeben hatte und diese auch im Rahmen der ČSR/ČSSR die längste Zeit eine Untereinheit des zentralisierten tschechoslowakischen Staates darstellte (mit Ausnahme der Zweiten Republik nach „München“ und der Scheinselbständigkeit im Rahmen des NS-Imperiums).

Selbstverständlich waren Adel und Städte im frühen und hohen Mittelalter nicht „national-slowakisch“ (Steinhübel, Lukačka, Segeš); Renaissance und Humanismus (Frimmová) und die frühneuzeitlichen Religionskonflikte (Čičaj) sind Variationen zu allgemeineren (ostmittel-)europäischen Themen. Sie führen, sozusagen als Rampe (in einem nicht-teleologischen Sinn), zur Nationalgeschichte hin. Die nationalpolitische Bewusstwerdung, das slowakische Autonomiestreben und die dazugehörige Nation werden, immer im Rahmen der Stephanskrone, in ersten Ansätzen mit der Aufklärung, mithin seit dem 18. Jahrhundert greifbar und Gegenstand wissenschaftlichen Interesses (Kowalská). Das slowakische politische Programm entwickelte sich in der Folgezeit im Spannungsbogen zwischen der Absetzung vom ungarischen Patriotismus und der Hinwendung zum tschechoslowakischen Staat, im Konnex mit dem Panslawismus (Haraksim), insgesamt wieder als Variation zu einem umgreifenden Thema, nämlich dem der ostmitteleuropäischen Nationalbewegungen (Kováč). Die im ungarischen politischen Rahmen und kulturellen Spannungsfeld angesiedelte slowakische Territorial- und Nationalgeschichte wird nach 1918, im Zeichen des Tschechoslowakismus (Bakke), zur Geschichte der Kohabitation mit den Tschechen in der Ersten Republik (Krajčovičová). Die Periode der nationalsozialistischen Satrapie zwischen der Münchner Konferenz und dem Ende des Zweiten Weltkriegs (Bystrický, Kameneč) ist nicht rundweg *temno*: Der slowakische Widerstand, gipfelnd im Nationalaufstand von 1944 (Rychlík, Prečan) markiert zwar nicht die politisch-militärische, aber doch die moralische Neugründung der Nation. Die kommunistische Nachkriegszeit (Barnovský, Šutaj, Pešek, Londák, Londáková) und speziell

---

<sup>3</sup> Cambridge University Press hatte das Publikationsunternehmen zunächst abgelehnt, gestützt auf ein Gutachten, das die Nichtexistenz seines Gegenstandes bis 1918 behauptete.

die 1968er Reform (Sikora, Žatkuliak) werden hier aus der nicht ganz so bekannten slowakischen Perspektive beleuchtet, nicht zuletzt auch im Blick auf die zwiespältigen Ergebnisse der sozialistischen Industrialisierung und Modernisierung. Nicht verwischt werden dürfen, so Teichs eindringliches Monitum, die Unterschiede zwischen klerikalfaschistischem und kommunistischem Regime. Zweifellos: Beide sind Diktaturen. Ihre Behandlung mit der groben Keule des Totalitarismusbegriffs täte einer subtilen historischen Analyse jedoch nicht gut. Mit dem Ende des Kommunismus und dem Überwechseln in die Unabhängigkeit (Štefanský) kommt der mehrfache Wandel des slowakischen Staats und seiner Staatlichkeit im 20. Jahrhundert an sein vorläufiges Ende. Die womöglich naheliegende Versuchung, die Unabhängigkeit als Telos der vorangegangenen 350 Textseiten zu präsentieren, vermeidet der Band wohlweislich.

Salzburg

Christoph Boyer

*Maxwell, Alexander: Choosing Slovakia: Slavic Hungary, the Czechoslovak Language and Accidental Nationalism.*

I. B. Tauris Publishers, London, New York 2009, 262 S., ISBN 978-1-84885-074-3.

Rarely does a title capture the spirit of a book as eloquently as here: Alexander Maxwell has produced an intelligent, irreverent, idiosyncratic, and in his own words ironic narrative about the birth and ultimate success of Slovak nationalism, defined as the belief in a “Slovak nation” speaking a “Slovak language.” His argument is interesting throughout, despite some inaccuracies and slips that could easily have been addressed within the author’s own framework of interpretation.

Maxwell places himself firmly within modernization theory’s “peasants into patriots” framework. But rather than studying why this transformation happened, he takes the process of nationalization for granted and focuses on the many different conceptualizations of “the nation” circulating in the nineteenth and early twentieth century among the Slavic speaking elites of what is today Slovakia. Instead of linearity and teleology, Maxwell highlights contingency and failure in order to argue that “the historical forces that caused Slovak particularist nationalism were unintended consequences of other nationalist movements” (185).

The author approaches his sources with considerable sophistication, taking the discourses and wording of his actors deeply seriously as testimonies to their world views and horizons of expectation – ideas and schemes that are often at odds with contemporary categories, or with how things turned out. When Ľudovít Štúr in 1843 in a pamphlet justifying the new orthography he had just designed called Slovak a “dialect” (nárečja) and Slovaks a “tribe” (kmen), Maxwell insists that these words were not chosen randomly and asks why Štúr used them, rather than simply presuming – as scholars have been prone to do – that what Štúr “really meant” was that the Slovaks formed a separate “nation” with its own “language.” Such careful philological hermeneutics gives his reasoning considerable authority.

Maxwell also seeks to sharpen our tools for analyzing arguments about language and nationality by developing a terminology capable of singling out the different

meanings of “language.” This term, he argues, refers to at least three different phenomena: 1) standardized conventions for spelling and grammar; 2) speech varieties used by people living on a certain territory, varieties that are held to be highly homogeneous and distinct in comparison with speech varieties in neighbouring territories; and 3) an idea of a national language, implicitly juxtaposed with the mere “dialects” contained within it. Though often conflated in political and public debate, Maxwell is adamant that historians should keep the three meanings separate and learn from their colleagues in linguistics that the difference between “language” and “dialect” is a political issue, not a linguistic one. Since the Slavic speech varieties found around 1800 in Upper Hungary and the neighbouring regions to the west, north, and east formed a continuum, the question of which of these were to be subsumed under which standard languages (or “scripts” as Maxwell calls such conventions about orthography, grammar, and vocabulary) had no answer in any intrinsic qualities of these speech varieties. Historical and political factors determined the issue.

Maxwell outlines the many ideas circulating among Slovak intellectuals since the late eighteenth century about how to classify these speech varieties. Was Slavic one language and if yes, how many dialects did it contain? How did the Slavic language(s) and dialects correlate with the Slavic nation(s) or tribes? And very importantly: which script(s) were the different Slavs to use? Support for a script could have many different motivations, and the efforts of Bernolák, Palkovič, Kollár, Štúr, Hattala and others to produce new or defend old ones for the Slovaks did not, Maxwell argues, stem from any conviction that the Slovaks formed a distinct nation with a distinct language in need of its own script. For some, confessional concerns were more significant than ideas of nationality, and where these prevailed the imagined nation could be All-Slavic, Hungaro-Slavic, or Czechoslovak. Also, changing political circumstances frequently brought Slovak intellectuals to change script or to redefine their imagined national community. The victory of Slovak linguistic and national particularism came only with the consolidation of mass literacy in Slovak in the inter-war years, ironically so since education in Slovak was believed to strengthen the unity of the Czechoslovak nation, an idea which according to Maxwell was deeply indebted to Kollár’s belief that a single language could have multiple literary dialects.

Maxwell is most original when dealing with linguistic theories and arguments. One quickly gets used to *Bibličina*, *Bernolákovčina*, *Štúrovčina* or *Hattalovčina* instead of ‘Czech’ or ‘Slovak’ and sees the advantages of this terminology. Though less thorough, his discussion of Slovak concepts of nationality has good points, but his demonstration that Slovak nineteenth century intellectuals distinguished between a Hungarian (though of course not Magyar!) political nation to which they repeatedly professed their loyalty, and a Slavic, Hungaro-Slavic, or Czechoslovak cultural-linguistic nation to which they felt emotionally committed, is not as new as he seems to suggest. Ideas of dual nationality were common all over the Habsburg Empire (and in other multi-ethnic states) as numerous studies in recent years have noticed. Nor is the study of failed national projects as rare as claimed, and one wonders why Maxwell does not refer to Jiří Kořalka’s seminal (and even in his context highly relevant) work on the similar competition of models in Bohemia and Austria in the early nineteenth century.

Regrettably, Maxwell seems insufficiently familiar with the historiography on the Cisleithanian half of the Monarchy. Inaccuracies abound in the coverage of things Czech ranging from the spelling of Czech first names in Slovak (Ján and Jozef instead of Jan and Josef), or messed-up renderings of “český” as “Czech” where “Bohemian” was mandatory, to a seriously flawed summary of nationalization processes in Moravia. Even in 1905, the Czech encyclopaedia “Ottův slovník naučný” defined the south-easternmost corner of Moravia as part of “Slovácko” and its inhabitants as “Slovaks,” but Maxwell pays no attention to this. A fuller discussion of how the “Czech nation in Bohemia and Moravia” took shape before 1918 could have further illuminated why the Czech elites in newborn Czechoslovakia, though convinced about the national unity of Czechs and Slovaks, never tried to introduce standard Czech in the schools of Slovakia. Inspiration from Kollár’s ideas of reciprocity alone cannot explain this.

The neglect of Moravia points to a final weakness of the book. Curiously, Maxwell seems to be as inattentive to ethnonyms as he is hyper-attentive to orthography and linguonyms. His narrative is plastered with “Slovaks,” “Czechs,” and “Magyars” as if all his actors fitted seamlessly into one or the other of these presumably natural ethnic categories. There is no discussion of bilingualism or ethnic indifference, and far too little attention to how “tribes” or “ethnicities” are constructed categories of practice just as categories of nationhood. Maxwell thus leaves a loophole for the kind of linearity and determinism he set out to dismantle, since eventually he ends up with two languages perfectly matching the ethnicities that he let enter his narrative back in the eighteenth century.

Aarhus

Peter Bugge

*Mičko, Peter: Hospodárska politika Slovenského štátu. Kapitoly z hospodárskych dejín Slovenska v rokoch 1938-1945 [Die Wirtschaftspolitik des Slowakischen Staates. Kapitel aus der Wirtschaftsgeschichte der Slowakei der Jahre 1938-1945].*

Spolok Slovákov v Poľsku v spolupráci s Fakultou humanitných vied Univerzity Mateja Bela v Banskej Bystrici, Krakov 2010, 304 S., ISBN 978-83-7490-351-6.

Die Geschichte der Entstehung und Entwicklung des Slowakischen Staates in den Jahren von 1938/39 bis 1945 hat in den letzten Jahren große Aufmerksamkeit erfahren. Vor allem jüngere slowakische Historiker wenden sich diesem Thema zu, was nach einer ersten Phase von Kontroversen in den neunziger Jahren erneut intensive Debatten über die Deutung dieses umstrittenen Zeitraums der slowakischen Geschichte ausgelöst hat. Wirtschafts- und sozialhistorische Zusammenhänge fanden hierbei nur am Rande Beachtung. Diese Feststellung nimmt Peter Mičko zum Ausgangspunkt für sein Buch über die Wirtschaftspolitik des Slowakischen Staates. Der an der Universität in Banská Bystrica lehrende Historiker versteht seine Publikation nicht als eine wirtschaftshistorische Gesamtdarstellung, sondern möchte anhand von fünf ausgewählten Kapiteln einige grundlegende Aspekte, auch mit Blick auf den derzeitigen Forschungsstand, analysieren. Bei allen Themen steht die grundsätzliche Frage im Raum, wie stark der deutsche Einfluss auf wirtschaftspolitische Entscheidungen war.

Im ersten Kapitel schildert Mičko die wirtschaftliche Gesamtentwicklung der Slowakei zwischen dem „Münchener Abkommen“ und der endgültigen Zerstörung des tschechoslowakischen Staates durch das nationalsozialistische Deutschland im März 1939. Zum Verständnis der wirtschafts- und steuerpolitischen Debatten während der Zweiten Tschecho-Slowakischen Republik führt er kurz in die grundlegenden strukturpolitischen Fragen der dreißiger Jahre ein. Dazu zählten neben slowakischen steuerpolitischen Forderungen auch Ansätze zur regionalen Wirtschaftsförderung. Hier lagen die Ausgangspunkte für den Anfang 1939 geschaffenen „Fonds für den Aufbau der neuen Slowakei“ oder staatlich geförderte Infrastrukturmaßnahmen wie zum Beispiel die Arbeiten an einem Stausee und Wasserkraftwerk in der Orava-Region.

Das zweite Kapitel ist das eigentliche Kernstück des Buches. Hier zeichnet Mičko die wesentlichen Entwicklungsschritte der slowakischen Wirtschaft zwischen 1939 und 1943 nach. Diese stand unter dem Anpassungsdruck an die deutsche Kriegswirtschaft, profitierte zunächst aber auch: Die Anstrengungen der tschechoslowakischen Republik im Bereich der Rüstungspolitik in den dreißiger Jahren ließen sich nach 1939 für die kriegswirtschaftlichen Anforderungen nutzen. Das deutsche Interesse an den Rohstoffen der slowakischen Bergbau- und Verhüttungsunternehmen förderte die Nachfrage in ansonsten unrentablen Bereichen. Verstaatlichungen und Eingriffe in die Industrieförderung führten in Verbindung mit staatlichen Aufträgen für den Infrastrukturaufbau (Elektrifizierung, Wasserwerke, Eisenbahnbau) zu einem wirtschaftlichen Aufschwung. Erkauft wurde dieser Aufschwung freilich damit, dass sich das nationalsozialistische Deutschland den Zugriff auf Bodenschätze, Rüstungsstandorte und landwirtschaftliche Güter vertraglich sicherte. Ähnlich wie andere Staaten hatte auch die Slowakei ein so genanntes Clearingabkommen zu unterzeichnen. Dieses sorgte dafür, dass die Slowakei Waren in Deutschland zu hohen Preisen kaufen musste, dieses aber günstig Waren in der Slowakei erwerben konnte. Hinzu kam eine starke Regulierung des Arbeitsmarktes: Der Staat hatte das Recht, ohne besondere Auflagen Arbeiter an andere Stellen zu versetzen. Ein bisher wenig erforschter Bereich wird vom Autor nur am Rande erwähnt: Nämlich dass sich Ungarn zu einem wichtigen Handelspartner entwickelte, mit dem in einem bilateralen Regierungsausschuss regelmäßig grundlegende Handelsfragen geklärt werden konnten.

Parallel zum oberflächlichen Wirtschaftsaufschwung strebte die Slowakei auch eine Modernisierung der Landwirtschaft an. Die erhoffte Intensivierung sollte nicht zuletzt durch die Reduktion der vielen extensiv arbeitenden Kleinbetriebe erreicht werden, weswegen die deutschen Erbhofgesetze adaptiert wurden. Die Hoffnung auf das Entstehen einer den Agrarwandel tragenden bäuerlichen Mittelschicht erfüllte sich jedoch nicht.

Fußend auf seinen wirtschaftshistorischen Überblick der Jahre 1939 bis 1943 ordnet Mičko die Vorstellung von den ersten Kriegsjahren als „goldene Jahre“ der Slowakei kritisch ein. Auch wenn die Versorgungslage in der Slowakei im Vergleich zu anderen Staaten in Europa zu Beginn der vierziger Jahre als gut zu bezeichnen ist und Waffenproduktion, Infrastrukturmaßnahmen und der Einsatz slowakischer Arbeiter in Deutschland die Arbeitslosenzahlen sinken ließen, blieben grundsätzliche Probleme. Mičko erwähnt kriegsbedingte Requirierungen 1941, vor allem aber



die Tatsache, dass der Lebensmittelmarkt zwar zunächst frei war, sich aber viele Menschen die angebotenen Waren nicht leisten konnten. Hier hätte es sich gelohnt, mit der Analyse weiterzugehen und die verbreitete Annahme von den „goldenen Jahren“ noch stärker den repressiven Elementen des Slowakischen Staates gegenüberzustellen. Gerade eine breiter angelegte sozialhistorische Darstellung böte die Möglichkeit, einen Kernbereich in der Debatte um den Slowakischen Staat zu erfassen.

Den zwischen 1939 und 1945 im Deutschen Reich arbeitenden Slowaken ist das dritte Kapitel gewidmet. Zunächst stellte die Arbeitsverpflichtung von durchschnittlich 40000 slowakischen Arbeitern in Industrie und Landwirtschaft die Lösung eines doppelten Problems dar. Sie reduzierte den Arbeitskräftemangel in Deutschland und zugleich die Arbeitslosigkeit in der Slowakei. Von der Attraktivität der Arbeit in Deutschland zeugt die Tatsache, dass es Anfragen aus slowakischen Gemeinden gab, die Quote der zu Entsendenden zu erhöhen. Während die Arbeiter zwar zunächst vom festgesetzten Wechselkurs profitierten, zahlte der Slowakische Staat aufgrund des für ihn ungünstigen Kurses letztlich drauf. Mičko erwähnt zwar, dass die Beschäftigung der slowakischen Arbeiter zur selben Zeit stattfand, in der das Deutsche Reich Millionen von Kriegsgefangenen und rassistisch Verfolgten zur Arbeit zwang, widmet diesem Zusammenhang jedoch leider keine tiefergehende Analyse.

Das vierte Kapitel behandelt die „Arisierung“ in der Slowakei. Hier greift der Autor vor allem auf bereits vorliegende Forschungsergebnisse zurück, die er um eine Sonde zur Arisierung der Holzindustrie erweitert. Im letzten Kapitel thematisiert Mičko schließlich die wirtschaftliche Entwicklung während des Slowakischen Nationalaufstands sowie die Zeit bis zum Kriegsende. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, dass der Nationalaufstand nicht an einer mangelnden Vorbereitung der Versorgung in der Region des Aufstands gescheitert sei. Die Zeit nach der Niederschlagung war zudem durch die völlige Unterordnung unter die deutsche Kriegswirtschaft gekennzeichnet. Hier kann der Autor auf bisher kaum untersuchte Aspekte wie die Frage des Abtransports von Gütern aus der Ostslowakei oder Details wie die Einführung der Reichsmark als Zahlungsmittel in der Orava-Region verweisen. Eine Auswahl von Dokumenten zur Wirtschaftsentwicklung beschließt den Band.

Auch wenn die Studie nicht als Überblicksdarstellung angelegt ist, bieten die behandelten Teilaspekte doch einen grundlegenden Einblick in die Wirtschaftsgeschichte des Slowakischen Staates während des Zweiten Weltkriegs. Mičko zeigt den übergeordneten deutschen Einfluss auf grundlegende Prozesse, ohne eigene slowakische Initiativen zu vernachlässigen. Als Problem erweist sich allerdings die zu enge Beschränkung des Untersuchungszeitraums, können viele Aktivitäten des slowakischen Regimes doch nur vor der Folie der Entwicklung bis 1938 verstanden werden. Auch wäre ein Ausblick auf die Zeit nach 1945 wünschenswert gewesen. Wo finden sich etwa in der Landwirtschaftspolitik oder der Infrastrukturpolitik Kontinuitäten und Brüche zwischen Ansätzen der dreißiger Jahre, der Kriegszeit und den Zielsetzungen nach dem Zweiten Weltkrieg? Für diese Fragen bietet Peter Mičkos Arbeit wichtige Ansatzpunkte, die in weiteren Forschungen aufgegriffen werden sollten.

*Paces, Cynthia: Prague Panoramas. National Memory and Sacred Space in the Twentieth Century.*

University of Pittsburgh Press, Pittsburgh 2009, 309 S., Abb., ISBN 978-0-8229-6035-5.

Das Buch von Cynthia Paces liefert einen wichtigen Beitrag zur tschechischen bzw. tschechoslowakischen Erinnerungskultur des 20. Jahrhunderts. Die Autorin befasst sich mit religiösen Motiven, Leitfiguren und ihrer Würdigung durch Jahrestage, Feiertage, Gedenktafeln, Denkmäler sowie durch Bauwerke, die im ausgehenden 19. und im 20. Jahrhundert die religiöse bzw. historische Tradition der böhmischen Länder aufgriffen und sich in den Kontext und Dienst der nationalen Erinnerungskultur und Identitätsstiftung stellten. In diesem Sinne ist auch das Wort „Panorama“ im Titel zu verstehen: Paces geht es nicht um visuelle Panoramen von Prag, sondern um „Panoramas of History“, die sie in Bezug auf wichtige Prager Denkmäler und Bauten und die mit ihnen verbundenen Ereignisse entwickelt.

Der zentrale Begriff des „Panoramas“ wird also metaphorisch verwendet und nicht in der kunsthistorischen Tradition verankert bzw. auf sein begriffliches Potential untersucht. Dafür hätte allerdings einiges gesprochen: Dieses Genre war nämlich im 19. Jahrhundert nicht nur überaus beliebt, sondern gibt auch Zeugnis von der zeitgenössischen Aneignung des Raumes. So platzierte etwa Antonio Sacchetti (1790-1870) in seinem Panorama (1817-1822, heute im Museum der Stadt Prag) das Zentrum Prags nicht etwa auf der Burg, sondern auf dem Kleinseitner Brückenturm und eröffnete damit die Möglichkeit einer bürgerlichen Aneignung der Stadt. Auch bei der Inanspruchnahme von Prag durch die tschechische nationale Erinnerungskultur spielten visuelle Panoramen eine zentrale Rolle, wovon etwa die semantische Aufladung der Berge Vyšehrad, Hradčín und Vítkov zeugt, die ab dem 19. Jahrhundert nicht nur in der Literatur und bildenden Kunst, sondern auch durch repräsentative Bauten erfolgte.

Paces untersucht die Panoramen indessen als zeitlich-historische Dimension eines Ortes. Statt auf den Panorama-Begriff einzugehen, geht sie in der Einführung zu „Panoramas of History“ auf Prag ein, das sie als „Erinnerungsstadt“ bezeichnet. Sie betont den Wandel, den die Stadt auch mit Blick auf die Transformation religiöser Tradition in die nationale Erinnerung durchlaufen hat und erwähnt ihre feminine Dimension. Projiziert sich die Zeit in Prag und an Erinnerungsorten in den Raum und verdichtet sich darin, so ist es das Anliegen der Autorin, diese Verdichtung zu entflechten und ein historisches Panorama zu entrollen. In den Mittelpunkt eines jeden Panoramas stellt sie einen Erinnerungsort, dessen Semantik sie in einer „dichten Beschreibung“ zu entschlüsseln versucht. Dabei führt sie in guter amerikanischer Tradition leserfreundlich in ihr Vorgehen ein. Das Lesevergnügen und die Anwendbarkeit des Buches in der universitären Lehre wären indessen noch zu steigern gewesen, hätte die Autorin in der Einführung ihre theoretischen und methodologischen Ausgangspunkte expliziter gemacht. Man kann ihre Darstellungen zwar in den Kontext konstruktivistischer Nationalismusforschung einordnen, doch hätte es sicher nicht geschadet, die Analysen an die interpretative Kulturwissenschaft bzw. an die Kultur- und Raumsemiotik rückzubinden. Auch von einer deutlichen Markierung der Quellen etwa zur Transformation religiöser Tradition in die nationale Erinne-

rungskultur oder einem intensiveren Eingehen auf die „dichte Beschreibung“ hätte das Buch profitiert.

Paces setzt sich mit einer Reihe konkreter Erinnerungsorte auseinander, zu nennen sind einerseits Repräsentationsbauten wie das Nationalmuseum, das Nationaldenkmal auf dem Berg Vítkov, die Bethlehem-Kapelle und die Herz-Jesu-Kirche, andererseits die Denkmäler für Persönlichkeiten wie Kyrill und Method, den hl. Wenzel, Johannes von Nepomuk, Jan Hus, Jan Žižka und František Palacký. Im Zentrum des Buches stehen indessen der Altstädter Ring mit der Mariensäule und dem Jan-Hus-Denkmal und der mit diesem verbundene Huskult. Paces geht zunächst dem Skandal um die Jan-Hus-Plakette am Museum, der Gründung des Vereins zum Bau eines Hus-Denkmal und der Grundsteinlegung des Denkmals nach, um mit der Ausschreibung, Verhandlung des Entwurfs des Denkmals sowie der Rolle der Stadt bei der Zuweisung des Ortes und der Erteilung der Baugenehmigung fortzusetzen. Besondere Aufmerksamkeit wird der Enthüllung des Denkmals im Jahr 1915 bzw. dem Aufgreifen der hussitischen Tradition durch Tomáš G. Masaryk gewidmet. Die Rolle des Hussitismus bei der Konstituierung der tschechischen nationalen Identität ist zentral, ohne sie zu erläutern, kann z.B. der Sturz der Mariensäule nicht interpretiert werden. Auch die Tradition des Johannes von Nepomuk, des hl. Wenzel und die Etablierung der nationalen Feiertage für Kyrill und Method, Jan Hus und den hl. Wenzel, die Paces im Zusammenhang mit den Feiern der Jahre 1925 bzw. 1929 diskutiert, bedürfen dieses Hintergrunds. Nicht zuletzt sind die Zurückstellung der hussitischen Tradition zugunsten des Wenzelkultes während des „Protektorats“, der Bau und das weitere Schicksal des Nationaldenkmals auf dem Berg Vítkov, und der Neuaufbau der Bethlehem-Kapelle mehr oder weniger direkt mit Jan Hus bzw. anderen hussitischen Leitfiguren verbunden.

Die andere Dominante des Buches stellt das Denkmal für den hl. Wenzel dar, sowohl mit Blick auf dessen Entstehung als auch auf die Rolle des Wenzelkultes in der Tschechoslowakei. Die Autorin geht hier einerseits auf die Entwicklung der staatlichen Kulturpolitik und deren Beziehung zum (politischen) Katholizismus inklusive des slowakischen Falls ein, andererseits auf die Rolle des Wenzel-Denkmal bei der Formierung einer alternativen gegen die offizielle kommunistische Deutung gerichteten Erinnerungskultur. Schließlich berücksichtigt sie auch den Umgang mit dem hl. Wenzel im postkommunistischen Prag.

Dem Leser wird auf diese Art und Weise ein spannender Einblick in die böhmische, tschechische, tschechoslowakische Geschichte gewährt. Paces entrollt ein historisches Panorama aus Denkmälern und Repräsentationsbauten, das die Zeit vom ausgehenden 19. bis zum 20. Jahrhundert umspannt. Dabei vergisst sie nicht, das mittelalterliche Fundament der nationalen Erinnerungskulturen zu erläutern: den Kult um Jan Hus und den hl. Wenzel stellt sie als Basis vor, auf der die tschechische nationale Identität aufgebaut und aus der Legitimität abgeleitet wurde. Für den tschechischen Leser ist wohl manches – auch in Bezug auf die Denkmäler und Repräsentationsbauten – aus der Sekundärliteratur zur tschechischen Geschichte und zu tschechischen Erinnerungskulturen nicht neu, doch auch ihn vermag das Buch zu fesseln, indem es den Umgang mit Denkmälern und Bauten quer durch das politische Spektrum diskutiert und so im kultursemiotischen Sinne die Einheit des

Angebots an nationalen Zeichen und die Vielfalt des Umgangs mit diesen zeigt. Auch entwickelt Paces eine Reihe neuer Ideen, etwa durch die Einbeziehung von Jože Plečniks Herz-Jesu-Kirche, die außerhalb des Zentrums und der üblichen Narrative liegt. Zu den stärksten Teilen des Buches gehört für mich der Versuch, die Genderperspektive in die Diskussion einzubringen: Paces diskutiert die Bedeutung der Kategorien Weiblichkeit und Männlichkeit für das Palacký-Denkmal oder auch die Opposition zwischen der „nationalen Mutter“ auf dem Jan-Hus-Denkmal und dem Mutterbild auf der Mariensäule. Einen weiteren Höhepunkt bildet die Passage, in der die Parallelen zwischen der semantischen Aufladung von Jan Hus durch Karel Baxa und T. G. Masaryk aufgezeigt werden, wodurch die Homogenität und Heterogenität des zeitgenössischen Hus-Diskurses und seine Instrumentalisierung für die politische Programmatik deutlich gemacht wird.

Jedes historiografische Werk muss sich der Frage nach der Auswahl, Organisation und Interpretation des Materials stellen. Wie schon erläutert, stehen die religiös basierten nationalen Erinnerungskulturen im Zentrum des Gesamtpanoramas, das dieses Buch entfaltet. Damit eröffnen sich für die weitere Forschung Fragen nach der Säkularisierung religiöser Themen im Kontext der nationalen Erinnerungskultur, nach der Transformation der Mittel und Verfahren der religiösen in die nationale Erinnerungskultur sowie nach dem Bezug der religiös basierten Erinnerungskultur zur nationalen Erinnerungskultur, die nicht auf einem religiösem Fundament ruht. Diese Fragen zu verfolgen, wird nicht weniger spannend sein, als dieses anregende Buch zu lesen.

Regensburg

Marek Nekula

*Blaive, Muriel/Gerbel, Christian/Lindenberger, Thomas (eds.): Clashes in European Memory. Communist Repression and the Holocaust.*

Studien Verlag, Innsbruck, Wien, Bozen 2011, 294 S., ISBN 978-3-7065-4812-0.

The volume is a result of a conference organized by the Viennese Ludwig Boltzmann Institute for European History and Public Spheres in September 2008 in Paris. The juxtaposition of “Communist repression” and the “Holocaust” in the title of the volume is unproblematic as such, yet in relation to its actual content it is, to a degree, narrowing. The reason for this is that the given reversed chronological order indicates multiple analytical frames which can be presumed by the reader: the reference to Communism in the first place suggests a retrospective stance with regard to dealing with contemporary European memory politics. It also leads to another premise, namely, that the memory of Holocaust was suppressed under Communism and it, therefore, came as a competing narrative when a public debate started with regard to the crimes of Communism. Although the fact that dealing with the issue of Communism and with the issue of Holocaust took place at the same time is included in the analytical framework of the volume, the scope of its discussion is more detailed. It focuses more on the question of a mutual conditionality of dealing with the two most repressive authoritarian regimes in the modern history of Europe after 1989, rather than on two antagonistic discourses. Moreover, the presented volume

does not limit itself thematically by merely focusing on Communism and the Holocaust it rather deals with a broader context that includes the Cold War and World War II. It discusses the European memory politics of the period between 1939 and 1989, and that from a post-Cold War, respectively a particular post-Communist, perspective. The discussion is divided into four thematic sections, comprising eighteen contributions.

The first section (Absences, Presences, and Transformations) deals with the paradox of missing narratives with regard to the Holocaust, World War II, and the era of Stalinism as normatively defined categories of undesirable models of social development in several Eastern European countries. The cases chosen to demonstrate the phenomenon of effacing history for the sake of contemporary social needs are taken from Russia, Bulgaria, Serbia and Croatia. The second section (Memory Politics in the Confines of the National) focuses on post-1989 memory policies in Germany, Austria, Switzerland and Sweden. It debates the consensual treatment of conflicting memories by central state authorities, the attitude of repressing memories by self-victimization, respectively, the political attitude of “small-state” alibism. The third section (Reconstructing European Memories: From Comparison to Transnational Entanglement) highlights the key aspect of the presented volume, namely, the issue of clashing memories and competing victim statuses in the context of the disasters created by the Holocaust and Communism in Hungary, Poland, Czechoslovakia, respectively the Czech Republic. The fourth section (Memory: Doubts, Critique and, New Perspectives) outlines the modes of epistemological preoccupation with memory as a political tool assigned to shape historical consciousness. It underlines how memory is being instrumentalised by concurrent groups trying to establish their social, ethnic or cultural identity through the act of creating distinctive victim-groups, alternatively, through self-victimization.

The crucial point of the discussions on memory politics with respect to the Holocaust is related throughout the volume (directly referred to by the articles of Martin Sabrow, Georg Kreis, Claus Bryld, Oliver Rathkolb and Aleida Assmann) to the Stockholm conference held in 2000, which gave impetus to the launch of Task Force for International Cooperation on Holocaust Education, Remembrance and Research. While the post-1989 European memory politics were characterized by fundamental divergences in approach to the Cold War and World War II in Eastern and Western Europe, the Stockholm conference intended to operate as a catalyst in these strongly polarized debates. It aimed to build a foundation for a transnational European memory culture and politics by abrogating the East-West divide. For this the price was, however, the introduction of general victim categories, creating a historical concept without identifiable actors thus de-sensitising self-enlightening initiatives of dealing with conflicting events of particular national histories.

A competing German alternative to the “correct” interpretation of the history of World War II, as understood by the 2000 Stockholm conference is introduced by Thomas Lindenbergers article, which opens the second section of the volume. Lindenberger analyses the so called “Faulenbach formula” issued in 1991, a fundamental paradigm for governing conflicted memories in Germany. According to this neo-liberal model of establishing a regime of truths, neither should the crimes of

National Socialism be relativized by the crimes of Stalinism nor should the crimes of Stalinism be belittled by pointing at the sins of Fascism. Although different in their perspectives on victimhood, both the “Stockholmian” and the German versions of *Vergangenheitsbewältigung* build on a central policy of governing memories, which avert open debates in civil societies.

Central to the volume is the comparative study written by Muriel Blaive. It embraces a broader geo-political region which includes Hungary, Poland and Czechoslovakia/The Czech Republic, yet it also discusses the clashes between the memory of the Holocaust and that of Communism in tight interrelatedness. Blaive presents her observation according to which the collective memory of the recent past relates to national identities in Central Europe. National identity, however, is perceived differently in “Western” and “Eastern” contexts. The public memory of the Holocaust and the Communist repression can take divergent forms. She concludes that the social and moral consequences of the Holocaust and Communism for the Central European societies cannot be examined separately in isolation from one another. Blaive’s conclusions concerning Hungary and the Czech Republic are compelling, however, some of her statements about Poland conflict with facts and are in contradiction with the volume’s own notional taxonomy based on the clear differentiation between the public rites of memory and social memory itself. Her assertion that the apprehension of Jewish versus Polish memory concerning World War II is no longer conflicting is problematic. Evidence pointing to the rise in anti-Semitism in Poland between 1992 and 2002 cannot really be negated by references to the popularity of Klezmer music and Jewish cultural festivals in the country. Furthermore, the issue of the expulsion of the German population only generated a sizeable public interest when the topic began to gain political dimensions in Germany itself. The essay of Jan Gross about *Jedwabne*, published in 2004, was a watershed in the discussion about Polish participation in atrocities against Jews.

Even with the above problematic synthesis of post-Cold War European memory politics in view, the strength of the volume is in its inclusion of a wide palette of samples of critical debate coming from different national perspectives concerning World War II and Communism. Its main deficit, perhaps, lies in its structural weakness rooted in its ambition to embrace a broad perspective. The absence of Eastern European contributors exacerbates the imbalance in its final assertions even further. The conclusion provided by the present volume postulating the existence of a transnational European memory, remains, irrespective of the fact as whether we consider Europe as a form of historical heritage or as a political project,<sup>1</sup> a utopia with a backward-looking posture.

Århus

Katalin Deme

---

<sup>1</sup> François, Étienne: *Europäische lieux de mémoire*. In: *Budde, Gunilla/Conrad, Sebastian/Glanz, Oliver* (Hgg.): *Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien*. Göttingen 2006.

*Röger, Maren: Flucht, Vertreibung und Umsiedlung: Mediale Erinnerungen und Debatten in Deutschland und Polen seit 1989.*

Verlag Herder-Institut, Marburg 2011, 377 S. (Studien zur Ostmitteleuropaforschung 23), ISBN 978-3-87969-371-9.

Die massenmediale Verarbeitung von Geschichte, insbesondere große Fernsehdokumentationen oder Spielfilme zu historischen Themen, erfreuen sich in der Öffentlichkeit, aber auch in der Wissenschaft großen Interesses. Vor diesem Hintergrund ist das Erscheinen von Maren Rögers mediengeschichtlicher Dissertation zu begrüßen, die sie 2010 an der Universität Gießen verteidigt hat.

Die Arbeit ist in zehn Kapiteln aufgebaut: Die Einleitung liefert eine kenntnisreiche Übersicht über den Forschungsstand und die zentrale Fragestellung. Rögers Arbeit zielt darauf, „Mechanismen“ und „Akteure“ der medialen Erinnerungskulturen zu untersuchen. Sie will die „Phasen des deutschen und polnischen Vertreibungsdiskurses“ vergleichend rekonstruieren und dabei auch die Verflechtung zwischen Deutschland und Polen berücksichtigen (S. 7). Um dieser Fragestellung nachzugehen, analysiert Röger ein breites Spektrum an Medienquellen – von der Qualitätspresse und Boulevardpresse über das öffentliche bzw. staatliche Fernsehen in Deutschland und Polen bis hin zu einer Auswahl an Internet-Quellen. Kapitel II skizziert die medialen Erinnerungen an Flucht und Vertreibung, wie sie sich zwischen 1945 und 1989 in Polen und in beiden deutschen Staaten herausgebildet haben. Röger zeigt hier, dass die Erinnerungen an Flucht und Vertreibung zwar von wechselnden Konjunkturen geprägt waren, weist aber die These eines angeblichen „Tabuthema[s]“ entschieden zurück (S. 43). Kapitel III, IV und V erörtern in chronologischer Folge den Verlauf der Debatten. In Kapitel VI bis IX beleuchtet die Autorin Akteure, Narrative und Bilderwelten der medialen Erinnerung und schließt in Kapitel X mit einem Fazit.

Röger analysiert auf beeindruckend breiter Quellenbasis den Verlauf deutscher und polnischer Mediendebatten. Sie zeigt dabei einerseits, welche „Monologe“ (S. 68 f., 78) deutsche und polnische Medien phasenweise führten, und andererseits, welche „wechselseitige bilaterale Verflechtung“ (S. 304) zwischen beiden nationalen Medienlandschaften hervortrat.

Der Rezensent muss sich aus Platzgründen freilich auf einzelne Aspekte dieser Analyse beschränken. So zeigt Röger u. a., welche Folgen es hatte, dass die erste polnische Vertreibungsdebatte Mitte der neunziger Jahre nicht in den deutschen Medien wahrgenommen wurde: Da die deutsche Presse erst 2002/2003 auf die Entwicklungen im Nachbarland reagierte, als die Debatte schon eskaliert war, entstand ein verzerrtes Bild: Vernachlässigt blieben die ausführlichen und kritischen Diskussionen, die in Polen während der neunziger Jahre geführt worden waren. Der deutsche Medienfokus lag in der Polen-Berichterstattung allein auf Erregung und Zuspitzung, wie sie im Streit um das Zentrum gegen Vertreibungen und die Person der BdV-Vorsitzenden Erika Steinbach hochkochten.

Aufschlussreich ist außerdem Rögers Untersuchung der unterschiedlichen deutschen und polnischen „Rahmungen“, in welche die Narrative von Flucht und Vertreibung der Deutschen eingebettet sind. Insbesondere in den audiovisuellen Dar-

stellungen beginnen die deutschen medialen Erzählungen zumeist im Winter 1944/45, als die Rote Armee die Reichsgrenzen erreichte und die deutsche Zivilbevölkerung zu fliehen begann. Deutsche werden in diesen Darstellungen als Opfer gezeigt. In der Bildsprache – auch diese Facette analysiert Röger erhellend – sind es dramatische Fotos von Trecks, die über das zugefrorene Frische Haff in Ostpreußen flüchteten, hinzu treten oftmals aus dem Zusammenhang gerissene Bilder von Frauen, bzw. Müttern mit Kindern, die „universelle Opferschaft“ (S. 278) vermitteln sollten. Dass viele Flüchtlinge und Vertriebene zwischen 1933 und 1945 in die NS-Herrschaft verstrickt waren, dass also ihre Lebenswege von einer „Täter-Opfer-Ambivalenz“ (S. 170) gekennzeichnet sind, würde durch solche medialen Narrative vollkommen vernachlässigt. Daran ändere, so Röger, auch wenig, dass im Verlauf der Erzählung in einem „zweiten Zugriff“ (S. 217) kurz auf den deutschen Angriffskrieg verwiesen wird, da die medialen Narrationen oftmals allein Hitler bzw. der NS-Führungsriege die Verantwortung für den Krieg zuschöben. Die polnischen medialen Erzählungen hingegen starteten immer im Jahr 1939, womit sie den Ursachenzusammenhang von deutschem Angriffskrieg und Zwangsumsiedlung der Deutschen betonten. Bildliche Darstellungen in polnischen Medien zeigten weniger dramatische Szenen, sondern eher Bilder der geordneten Umsiedlungen. Da diese unterschiedlichen Rahmungen große Beharrungskraft aufwiesen, gestalte sich, so Röger, ein deutsch-polnischer Austausch über Flucht und Vertreibung der Deutschen auch heute noch schwierig, da in beiden Ländern das Ereignis bzw. die Ereignisse in unterschiedliche Kontexte eingebettet sind.

Röger entwickelt abschließend eine Typologie der Rollen und Funktionen von Medien, wobei sie das Geschichtsfernsehen als „Konsensmaschine“ charakterisiert, die Presse als „bilaterale und politische Schnittstelle“ sieht und im Internet einen Ort des unkontrollierten Sprechens und Zeigens ausmacht (S. 311).

Die Leistung von Rögers Arbeit beschränkt sich jedoch nicht allein auf die detaillierte Analyse der deutschen und polnischen Mediendebatten, ihrer wechselseitigen Verschränkungen und der entwickelten Typologie. Vielmehr setzt sie für das umfassende Feld der Erinnerungskulturforschung einen Impuls, der in seiner Tragweite für zukünftige Studien kaum unterschätzt werden kann: Bei ihrer Analyse des „Erinnerungsbooms“ 2002/2003 in Deutschland kann Röger zeigen, welche kommerzielle Dynamik die mediale Erinnerungskultur bewegte. Nachdem führende deutsche Medien das Thema „Flucht und Vertreibung“ für sich entdeckt hatten und vielerorts von einem angeblichen „Tabu“ sprachen, das es nun zu brechen galt, überschlugen sich die Veröffentlichungen. Keine Zeitungsredaktion, kein Verlag oder kein Fernsehsender wollte zu spät kommen, seine neuen Produktionen dem Leser und Zuschauer, das heißt hier: dem Kunden, anzubieten. War die irrierte These vom herrschenden „Tabu“ erst einmal erfolgreich bei den Lesern und Zuschauern installiert, ließen sich auf der Welle des „Tabubruchs“ viele Neuerscheinungen mit großem Gewinn vermarkten (S. 71, 91, 109, 310). Es ist zu wünschen, dass gerade diese Sensibilisierung für kommerzielle Facetten medialer Erinnerungskulturen, wie sie Maren Röger leistet, in zukünftigen Forschungen lebhaft aufgegriffen wird.



*Faehndrich, Jutta: Eine endliche Geschichte. Die Heimatbücher der deutschen Vertriebenen.*

Böhlau, Köln, Weimar, Wien 2011, 303 S., ISBN 978-3-412-20588-1.

Jutta Faehndrichs kulturwissenschaftliche Dissertation „Eine endliche Geschichte. Die Heimatbücher der deutschen Vertriebenen“ beschäftigt sich mit einem Thema, das vor allem in den letzten Jahren wieder an enormer Popularität gewonnen hat – mit dem der Heimat. Führt man im Internetbuchhandel eine Suche nach diesem Begriff durch, so stößt man auf nicht weniger als 24 787 Werke, die sich auf literarische, akademische, populärwissenschaftliche oder religiös-erbauliche Weise mit Heimat auseinandersetzen. In diese Fülle von Texten reiht sich nun Faehndrich ein, die sich den ehemaligen Ostgebieten des Deutschen Reiches widmet, womit sie eine Forschungslücke schließt, die umso bemerkenswerter ist, als es sich bei den Vertriebenenheimatbüchern bei Weitem um „keine publizistische Randerscheinung“ (S. 6) handelt, wie die Autorin selber deutlich herausstellt.

Faehndrichs Werk umfasst sechs Kapitel, in welchen die Autorin über die Geschichte des Heimatbuches im Allgemeinen und jenes der Vertriebenen im Speziellen informiert – an manchen Stellen etwas umständlich, jedoch im Großen und Ganzen sehr übersichtlich und klar strukturiert. Dass ihr die Arbeit an diesem Thema nicht nur große Freude, sondern auch etliche Schwierigkeiten bereitet habe, erwähnt Faehndrich bereits in ihrer Einleitung. So habe sich durch „die lückenhafte bibliographische Erfassung und schlechte Verfügbarkeit der Werke in Bibliotheken“ (S. 4) die Suche nach geeigneten Texten verzögert; die verwendeten deutschsprachigen Bezeichnungen der Städte und Dörfer der Ostgebiete hätten eine genaue geografische Verortung in der heutigen Zeit enorm erschwert, und das oft nationalsozialistisch geprägte Gedankengut der Texte habe ihr die Lektüre nicht selten verleidet. Trotz dieser Behinderungen liegt nun eine beeindruckende Arbeit vor, die es sich zum Ziel gesetzt hat, „begriffliche Klarheit zu schaffen“ (S. 6), was unter Heimatbüchern zu verstehen sei, und zu untersuchen, wie die Erinnerung der Vertriebenen in den jeweiligen Werken verhandelt wird.

Die Frage „nach dem kulturellen Gedächtnis der Vertriebenen“ (S. 13) bildet den Auftakt von Faehndrichs Untersuchung. In Kapitel 3 setzt sie sich intensiv mit theoretischen Konzepten von Gedächtnis und Erinnerung auseinander, welche die Grundlage für ihre weitere Analyse der Heimatvertriebenenliteratur bilden. Maurice Halbwachs' Begriff des „kollektiven Gedächtnisses“ sowie „kommunikatives“ und „kulturelles Gedächtnis“ von Jan Assmann werden von Faehndrich für ihre eigene Analyse in teilweise leicht abgewandelter Form produktiv eingesetzt. So bringt sie beispielsweise den Begriff der „Erinnerungsgemeinschaft“ mit der Gründung der Landsmannschaften und Vertriebenenverbände in Zusammenhang, welche sie als zentral für die Verfassung von Heimatbüchern und die Bewahrung von Erinnerung ansieht.

Kapitel 4 widmet Faehndrich der Geschichte des Heimatbuches, welches als eigenständige Gattung schon seit dem frühen 19. Jahrhundert existiert und dessen Entstehung eng mit dem Fach der Heimatkunde verbunden ist. Faehndrich gibt einen äußerst informativen Abriss der Entwicklungsgeschichte beider Phänomene,

weist auf die pädagogischen, machtpolitischen und deutschnationalen Überlegungen hin, die bei diesem Prozess eine nicht zu unterschätzende Rolle spielten, und führt plausible Gründe für das stark abfallende Interesse an sowohl Heimatbuch als auch -kunde nach dem Zweiten Weltkrieg an. Darüber hinaus entwickelt sie einen „Idealtypus des Heimatbuchs“ (S. 61) für die Zwischenkriegszeit, die Blütezeit des Heimatbuches, dem die Autorin am Ende ihrer Arbeit den „Idealtypus des Vertriebenenheimatbuchs“ (S. 247) zum Vergleich gegenüberstellt.

Geht es in Kapitel 4 um das Heimatbuch im Allgemeinen, so setzen sich Kapitel 5 und 6 konkret sowohl mit der Geschichte als auch den Inhalten der Vertriebenenheimatbücher nach 1945 auseinander, deren Entstehung Faehndrich eng mit derjenigen der Vertriebenenverbände verknüpft sieht. So seien in den Heimatbüchern die ideologisch-politischen Ausrichtungen der Verbände unverkennbar wiederzufinden, wie beispielsweise die Forderung nach Rückgabe der verlorenen Heimat sowie jene nach Anerkennung der an den Vertriebenen verübten Verbrechen bei gleichzeitigem Verschweigen der nationalsozialistischen Gräueltaten. Ein signifikantes Merkmal vieler Bücher sei insbesondere das betriebene „historical engineering“ (S. 204), also das gezielte Umschreiben der Geschichte durch die Heimatverbände zum Zweck der Vermittlung eigener politischer Anschauungen. Allerdings betont die Autorin wiederholt, wie wichtig es sei, nicht alle Vertriebenen über einen Kamm zu scheren, sondern klar nach Gruppen zu differenzieren und die oftmals gravierenden Unterschiede zwischen diesen zu beachten, welche vor allem in den Heimatbüchern ihren Niederschlag fänden. Neben der Vermittlung von besagten Ideologien falle diesen darüber hinaus vor allem die Aufgabe der Erinnerungsbewahrung zu, des „Zeugnis und Vermächtnis“: „Sie sollten sowohl über das vergangene Leben in der alten Heimat Auskunft geben und Rechenschaft ablegen als auch Wissen und Erfahrungen der Erlebnisgeneration für die Nachkommen und, idealerweise, für die gesamte bundesdeutsche Gesellschaft bewahren.“ (S. 77 f.). Das erkläre auch das starke Bedürfnis nach Dokumentation der verschwundenen Lebenswelt, welches in Form von Fotos, Einwohnerlisten, Landkarten oder sogar handgezeichneten Stadtplänen ihren Eingang in die Bücher fände.

Abschließend präsentiert Faehndrich das Ergebnis ihrer Untersuchungen in Form einer klaren Definition des Vertriebenenheimatbuchs „als eine von ehemaligen Einwohnern des Ortes idealerweise kollektiv verfasste Monografie über ihre verlorene Heimat, in der eine breitestmögliche Themenpalette abgehandelt wird“ (S. 251). Wie Faehndrich betont, findet sich unter den besprochenen Themen die erlittene Vertreibung überraschenderweise nur als Randerscheinung, während die verlorene Heimat eine starke Gewichtung erhält. Des Weiteren geht die Autorin dezidiert auf das Ende des Heimatbuches in den neunziger Jahren ein, das einmal damit zu erklären sei, dass viele der in ihm enthaltenen Informationen aufgrund von „Verständnisbarriere[n] für nichteingeweihte Leser“ (S. 229) schwer für die Nachwelt zu erschließen seien. Darüber hinaus sei es aber auch die nationalsozialistische Ideologie, von der das Heimatbuch oft stark gefärbt sei, die es der nachfolgenden Generation fast unmöglich mache, Interesse an dem Geschilderten aufzubringen. Somit gelange mit dem Aussterben der Erlebnisgeneration auch das Heimatbuch an sein Ende, sei folglich von endlicher Dauer – wie schon die Überschrift der Arbeit

andeutet – und erfülle damit nur bedingt seinen selbstgestellten Auftrag der generationenübergreifenden Erinnerungsvermittlung.

Abschließend lässt sich sagen, dass Faehndrich mit ihrem Werk eine akribisch recherchierte und spannend geschriebene Analyse vorgelegt hat, die einen ersten, vielversprechenden Anfang darstellt, um die bereits erwähnte Forschungslücke im Bereich der Heimatliteratur zu schließen. Die insgesamt 200 von der Autorin untersuchten Heimatbücher stellen eine beachtliche Anzahl von Primärtexten dar, deren Inhalt zusammenfassend und nach Kategorien geordnet dem Leser gut verständlich vermittelt wird. Ein weiterer Pluspunkt ist die übersichtliche Gliederung der Arbeit, ihr logischer Aufbau sowie die überzeugende Argumentationsstruktur, welche die einzelnen Kapitel durchzieht. Aufgrund dieser Kriterien besitzt das Werk meines Erachtens auch einen hohen Anziehungswert für Laien. Dazu tragen nicht zuletzt auch die zahlreich verwendeten Statistiken, Schaubilder, Landkarten und Fotos bei, welche Faehndrichs Aussagen anschaulich verdeutlichen und den Leser dazu anregen, sich selbst einmal mit der Lektüre eines Vertriebenenheimatbuches zu beschäftigen – trotz der beschriebenen Mängel und Schwierigkeiten.

Pittsburgh

Gabriele Eichmanns

*Fischer, Wolfgang: Heimat-Politiker? Selbstverständnis und politisches Handeln von Vertriebenen als Abgeordnete im Deutschen Bundestag 1949 bis 1974.*

Droste, Düsseldorf 2010, 479 S. (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien 157), ISBN 978-3-7700-5300-1.

Bei dem vorzustellenden Band handelt es sich um eine an der Universität Tübingen angenommene Dissertation, deren Entstehung von Eckart Conze begleitet wurde, der bis zu seiner Berufung an die Universität Marburg dort lehrte. Wolfgang Fischer hat ein Thema behandelt, das dem Rezensenten aus seiner 2004 erschienenen Würzburger Habilitationsschrift vertraut ist,<sup>1</sup> deren Fokus allerdings stärker auf den Verbänden lag.

Die Vertriebenenverbände verstanden sich von Anfang an als Lobby-Organisationen, die – nachdem die dauerhafte Implementierung einer eigenen Vertriebenenpartei, des Blocks der Heimatvertriebenen und Entrechteten (BHE), in das politische System der frühen Bundesrepublik nach wenigen Jahren gescheitert war – innerhalb der etablierten politischen Parteien für ihre Ziele warben. Der Schwerpunkt lag hierbei von Anfang an bei den großen Volksparteien CDU/CSU und SPD, bei denen viele Vertriebenenpolitiker an ihre parteipolitische Arbeit vor 1933 bzw. 1938/39 anknüpfen konnten. Die FDP und die damals noch existierende rechtskonservative Deutsche Partei (DP) spielten, trotz der Tatsache, dass auch sie über prominente Politiker aus dem Vertriebenenlager verfügten (etwa Erich Mende und Hans-Christoph Seebohm), nur eine untergeordnete Rolle. Bemerkenswert ist die

<sup>1</sup> *Stickler, Matthias: „Ostdeutsch heißt Gesamtdeutsch“ – Organisation, Selbstverständnis und heimatpolitische Zielsetzungen der deutschen Vertriebenenverbände 1949-1972 (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 46). Düsseldorf 2004.*

Tatsache, dass es kaum Affinitäten zum Rechtsextremismus gab, obgleich sich die entstehenden Parteien der extremen Rechten den Vertriebenenverbänden anzudienen suchten und es zahlreiche Vertriebenenpolitiker gab, die vor 1945 Mitglieder der NSDAP gewesen waren bzw. das NS-System unterstützt hatten. Insofern bestätigt die Arbeit von Fischer die 2004 formulierte These des Rezensenten, dass die führenden Vertriebenenpolitiker der frühen Bundesrepublik frühzeitig erkannten, dass eine Radikalisierung in eine Sackgasse führen musste und sie deshalb allen Tendenzen, die in diese Richtung gingen, energisch und im Ergebnis erfolgreich entgegentraten.

Wolfgang Fischer hat sich bei seinen Untersuchungen neben der einschlägigen Literatur und gedruckten Quellen vor allem auf Material aus dem Parlamentsarchiv des Deutschen Bundestags (Bonn/Berlin) sowie ausgewählte Nachlässe aus dem Bundesarchiv (Koblenz), dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv (München), dem Archiv für Christlich-Demokratische Politik (Sankt Augustin), dem Archiv der sozialen Demokratie (Bonn), dem Archiv des Liberalismus (Gummersbach) und dem Archiv für Christlich-Soziale Politik (München) gestützt. Die Bestände des BdV und seiner Mitgliederverbände wurden nicht herangezogen.

Gegliedert ist die Studie in drei Teile: In einem ersten Abschnitt erfolgt eine biografisch-statistische Annäherung an das Thema, indem die individuelle und kollektive Identität von heimatvertriebenen Bundestagsabgeordneten untersucht wird. Hierbei wird auch eingehend herausgearbeitet, inwieweit es berechtigt ist, im konkreten Fall von heimatvertriebenen Abgeordneten zu sprechen; der Geburtsort ist hierbei nur ein Kriterium unter mehreren möglichen. So verstanden sich beispielsweise die in Ostpreußen bzw. Schlesien geborenen Politiker Hans-Jürgen Wischniewski und Karl Schiller (beide SPD) keineswegs als Vertriebene, während der in Darmstadt geborene BHE- und spätere SPD-Politiker Heinz Kreuzmann, der als Folge des Zweiten Weltkriegs in Böhmen heimisch geworden war, sich sehr wohl als Sudetendeutscher ansah und sich auch entsprechend politisch betätigte. Ähnlich verhält es sich mit dem zweiten Bundesvertriebenenminister Theodor Oberländer (FDP, dann BHE, schließlich CDU), der in Meiningen geboren wurde und erst im Zuge seiner Karriere als Wissenschaftler in die deutschen Ostgebiete kam.

Das zweite Kapitel bietet eine „parlamentarische Diskursanalyse“ der Vertriebenenpolitik mit dem Schwerpunkt Eingliederungs- und Lastenausgleichspolitik, das dritte Kapitel beschäftigt sich mit der Außen- und Deutschlandpolitik. Fischer arbeitet detailliert heraus, wie die heimatvertriebenen Bundestagsabgeordneten Einfluss nahmen auf den politischen Prozess. Er bestätigt hierbei anhand seines Quellenkorpus die Befunde der älteren Forschung, dass es den Vertriebenenorganisationen bzw. seit 1958 dem BdV als Dachverband nicht gelang, im Bundestag gleichsam eine „Einheitsfront“ der heimatvertriebenen Abgeordneten quer zu den politischen Parteien aufzubauen. Am ehesten war dies noch bei den sozialen Forderungen der Vertriebenen in den fünfziger Jahren erfolgreich, insbesondere bei der Lastenausgleichsgesetzgebung und den Debatten um das Bundesvertriebenengesetz. Bei den Auseinandersetzungen um die neue Ostpolitik seit den sechziger Jahren scherten dann aber immer mehr heimatvertriebene Abgeordnete aus dem vom BdV und seinen Gliedorganisationen vorgegebenen Kurs aus. In gewissem Sinne konterkariert und partiell überlagert wurde der rein prozentual durchaus ansehn-

liche Vertriebenenanteil in den politischen Parteien letztlich durch die Funktionsmechanismen der modernen Parteiendemokratie. Im Konfliktfall galt die höhere Loyalität der Vertriebenenpolitiker in der Regel ihrer Partei. Eine bezeichnende Ausnahme bildet hier etwa der prominente frühe Vertriebenenpolitiker Linus Kather (CDU, 1954 BHE); der BdV-Vorsitzende (1964-1966) Wenzel Jaksch (SPD) blieb dagegen, trotz vieler heftiger Auseinandersetzungen, seiner Partei bis zu seinem Tod 1966 treu. Prominente Übertritte im Gefolge des Regierungswechsels von 1969 bzw. der Paraphierung der Ostverträge wie etwa der von Herbert Hupka von der SPD zur CDU oder von Siegfried Zoglmann von der FDP zur CDU blieben die Ausnahme bzw. letztlich auch folgenlos für die weitere Entwicklung. Es lässt sich vielmehr zeigen, dass sich bei den heimatvertriebenen Abgeordneten eine immer größere Kluft auftat zwischen denjenigen, die verbandspolitisch aktiv waren – etwa der BdV-Vorsitzende (1967-1970) Reinhold Rehs (SPD) – und denjenigen, die dies ablehnten, etwa Horst Ehmke oder Claus Arndt (beide SPD).

Bereichert wird der Band durch einen umfangreichen Anhang, bestehend aus Statistiken und Kurzbiografien. Bedauerlich ist, dass Wolfgang Fischer bei letzteren seine aus der einschlägigen Literatur gewonnenen Daten nicht aktualisiert hat: So sind etwa Walter Becher, Philipp von Bismarck, Clemens Riedel, Olaf Baron von Wrangel und Siegfried Zoglmann zwischen 2003 und 2009 verstorben, bei Manfred Coppik fehlen z. B. Angaben über seinen Austritt aus der SPD 1982 im Gefolge der Nachrüstungsdebatte; seit 2005 gehört Coppik der WASG bzw. der Partei „Die Linke“ an. Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass es sich bei dieser Studie um eine gelungene Arbeit handelt, der die verdiente Beachtung zu wünschen ist.

Würzburg

Matthias Stickler

*Gruša, Jiří: Beneš jako Rakušan [Beneš als Österreicher].*

Barrister & Principal, Brno 2011. Erste Auflage, zweiter Nachdruck. 151 S., ISBN 978-80-87474-12-9.

„Wir waren vor Österreich da, wir werden es auch nach ihm sein“, lautet ein in Tschechien gerne zitiertes geflügeltes Wort von František Palacký. Unter dieser Prämisse muss der Titel des letzten Buches des 2011 verstorbenen Jiří Gruša überraschen, war Edvard Beneš doch der engste Mitarbeiter Tomáš G. Masaryks bei der Gründung des selbstständigen tschechoslowakischen Staates. Als erster und langjähriger Außenminister vertrat er die Interessen der tschechischen Nation in Versailles und half, Österreich-Ungarn aufzulösen. Nach Masaryks Tod war er der zweite Präsident der Republik. Drei Jahre danach wurde er von Hitler – ausgerechnet von einem in Österreich Geborenen – aus dem Land getrieben. Nach der Befreiung seines Staates verwies er per Dekrete die ehemaligen deutschsprachigen Altösterreicher und ihre Nachkommen des Landes. An Edvard Beneš scheiden sich die Geister – auch die tschechischen. Doch warum wird ausgerechnet Beneš – der „Ent-Österreicher“ – nun als Österreicher betitelt?

Gruša liefert dafür drei Argumente: Das erste bildet Benešs Herkunft und Sozialisation in der Habsburgermonarchie. Dieses Erbe habe Beneš ein Leben lang mit

sich herumgetragen, es habe – zweitens – seine Karriere und seine politischen Entscheidungen beeinflusst und sich vor allem in seinem Nationalismus geäußert. Der dritte altösterreichische Zug an Beneš sei seine Art gewesen, mit Konflikten umzugehen. Das dreifache Österreichertum, das Gruša Beneš wortgewandt zuspricht, hat durchweg einen negativen Beigeschmack.

Besonders deutlich ist das z. B. an den Parallelen, die Gruša zieht: So verweist er auf die Nähe zwischen Benešs Geburtsort Kožlany, der sich an der deutsch-tschechischen Sprachgrenze in Westböhmen befand, und Braunau am Inn, ebenfalls einem Grenzort, wo bekanntlich der bereits genannte Kontrahent Benešs geboren wurde. Doch verbinde nicht allein die gemeinsame Heimat die beiden Altösterreicher, sondern auch ihr soziales Milieu, ihr Drang, durch Selbstbildung nach oben zu kommen, und viele sekundäre Charakterzüge wie rigide Abstinenz, sexuelle Entsagung und die Unfähigkeit, Gefühle zu zeigen. Nicht zuletzt seien die beiden überzeugten „Anti-Wiener“ vor allem vom nationalistischen Zeitalter geprägt gewesen. Eigentlich, so Gruša, hätte Hitler Beneš „Tantieme zahlen müssen“ für den Begriff des nationalen Sozialismus, den Benešs Partei längst vor der Gründung der NSDAP erfunden hatte (S. 39).

Freilich geht der begnadete Wortjongleur Gruša auch auf die Unterschiede ein: „Nicht ‚Mein Kampf‘ ist Benešs Motto gewesen, sondern ‚Ihre Niederlage‘. Nicht Imperativ, sondern Konjunktiv ist seine Ausdrucksweise gewesen.“ (S. 42) Benešs Lebensstrategie seien die des Fortwurstelns und des Fabianismus gewesen – beide Charakterisierungen lassen erneut Altösterreich anklingen. Er sei ein fähiger, fleißiger und kluger Student, vernünftiger Journalist, schlauer Diplomat gewesen, aber es habe ihm an Charisma, an Mut und an Selbstbewusstsein gefehlt. Dies unterstreicht Gruša durch den Vergleich mit dem von ihm eindeutig überschätzten Masaryk: Beneš sei nicht nur deswegen ein bloßer Schatten Masaryks gewesen, weil er im Unterschied zu diesem keinen Mut gehabt und Konflikte gescheut habe, sondern auch darin, dass Masaryk weltoffen und Beneš ein provinziell denkender Bürokrat gewesen sei. Er habe nur unter einem starken Chef glänzen können. Nach dem Verlust des Mentors zeichnet ihn Gruša dem greisen Franz Joseph I. nicht unähnlich und befindet, dass der gesundheitlich angeschlagene Beneš den Kampf schon verloren hatte, bevor ihn der Tod erlöste.

Der politische Dissident und Emigrant Gruša verabscheut das Appeasement im Allgemeinen – und das Benešs im Besonderen. Die Kapitulation Benešs nach dem Münchner Abkommen bewertet Gruša folgendermaßen: „Jeder kakanischer Offizier hätte es gewusst, dass er nach diesen Worten nicht mehr das Casino betreten darf, weil ein Offizier eine Würde hat.“ (S. 75)

Die von Gruša zusammengetragenen österreichischen Laster lassen Beneš in keinem guten Licht erscheinen. Der geschickte Essayist steigert dies noch durch die Aufzählung von Benešs Misserfolgen. So sei die Republik ein Werk Masaryks gewesen, Beneš habe sie nur vergrößert und dem Land damit weitreichende Probleme eingehandelt. Die von Beneš favorisierte Kleine Entente (auf tschechisch „dohoda“) habe sich zum großen Unfall („nehoda“) entwickelt. Vor dem Krieg sei seine Politik vor allem von Intrigen bestimmt gewesen. Nach 1945 beschreibt ihn Gruša als Ideologen der nationalen Hygiene, der mit dem Wort „odsun“ (Verschiebung, Ab-

schiebung), das ein österreichisches Flair habe, zu seinen in den Jugendjahren verfestigten nationalistischen (sprich altösterreichischen) Denkmustern zurückgekehrt sei. (S. 89 f.) Damit habe der Präsident-Erbauer (budovatel), wie sein Epitheton lautet, Masaryk, den Präsidenten-Befreier (osvoboditel) „abgebaut“. Grušas Fazit fällt eindeutig aus: „[...] wenn sich Beneš um den Staat verdient gemacht hat, dann konnte er diesen nicht erhalten“. (S.109)

Das Spielen mit der Sprache – der deutschen wie der tschechischen – macht Grušas provokanten Text zu einer amüsanten Lektüre. In seinem „Psychogramm“, wie er die Beneš-Studie nennt, führt er kritische Einwände gegen diesen aus unterschiedlichen – ja konträren – politischen, weltanschaulichen und nationalen Lagern zusammen. Erstaunlich genug: Er gerät dabei keineswegs in argumentative Widersprüche. Vor allem aber geht es in dem Persönlichkeitsmodell, das Gruša hier entwickelt, darum, zu verdeutlichen, dass es nicht Beneš war, der die Geschichte gestaltet hat, vielmehr erscheint Beneš als Spielball der Geschichte.

Das zeigt dem Historiker wiederum, wie wenig über Benešs politische Konzeptionen, Ziele und Anschauungen bekannt ist. So drängt sich die Frage auf, wie Beneš wichtige Begriffe wie Ethnizität, Demokratie oder Staat verstand. Wie konnte er seine Vorstellungen in der Politik durchsetzen bzw. wo und wie musste er diese revidieren? Last but not least wäre eine wissenschaftliche Arbeit wichtig, die die Rezeption Benešs, seine Kritiker und Argumente „sine ira et studio“ unter die Lupe nehmen würde. Erst wenn diese Fragen von der Forschung anhand archivarischer Quellen und einer Analyse von Benešs Schriften geklärt worden sind, kann die Polarisierung der Debatte über Beneš schwinden. Jiří Gruša, der ausgerechnet am Staatsfeiertag im vorigen Jahr plötzlich verstorben ist, wird an der Diskussion leider nicht mehr teilnehmen können.

Ústí nad Labem

Mirek Němec

*Putna, Martin C.: Václav Havel. Duchovní portrét v rámu české kultury 20. století [Václav Havel. Ein geistiges Porträt im Rahmen der tschechischen Kultur des 20. Jahrhunderts].*

Václav Havel Library, Praha 2011, 383 S., ISBN 978-80-87490-07-5.

Die Václav Havel-Literatur ist inzwischen Legion. Martin Putna fügt den vielen unterschiedlichen Versuchen, dem Phänomen Havel gerecht zu werden, nicht einfach einen weiteren hinzu, sondern beschränkt sich auf das, was er als „geistiges Porträt“ bezeichnet. Als ehemaliger Direktor der Václav Havel-Bibliothek und Verfasser eines umfangreichen Werks über das tschechische katholische Schrifttum bringt er dafür ausgezeichnete Voraussetzungen mit, eine umfassende Kenntnis der relevanten Literatur, ein hohes Einfühlungsvermögen und Problembewusstsein eingeschlossen. Dennoch fühlt sich der Leser, jedenfalls der Rezensent, von dem gründlichen Buch nicht wirklich befriedigt.

Putna versichert mehrfach, dass ein kreativer Mensch von Havels Format natürlich nicht einfach das Resultat dieser oder jener Determinierungen oder Einflüsse ist, doch bildet die Aufarbeitung solcher „Einflüsse“ das Rückgrat seiner Monografie.

Das ist an sich legitim und kontrovers nur das Gewicht, das diesen zukommt, etwa dem Großvater, einem Prager Bauunternehmer und aktiven Spiritisten, oder der geistigen Welt des Vaters, eines „masarykisch“ geprägten Freimaurers und YMCA-Vorsitzenden. Dem realgeschichtlich interessierten Leser fehlt dagegen völlig der Versuch, die traumatische Erfahrung der Jahre 1938/45 und 1948 zu erfassen, die die Familie Havel mit dem Zusammenbruch der Vorkriegswelt machen musste. Der zu stark textfixierte Verfasser „vergisst“, dass Literatur nicht in einem luftleeren Raum schwebt, sondern durch Erlebnisse und seelische Prägungen vermittelt wird. Die „36er“, ein heterogener Freundeskreis um den jungen Havel der fünfziger Jahre, mag für diesen von Belang gewesen sein; aber ihr Bild bleibt unscharf und wieder ohne Zeitbezug. Gehaltvoller ist die darauffolgende Skizze der kulturellen Vielfalt der sechziger Jahre; sie hat dem an einer Modernisierung des Marxismus nicht allzu sehr interessierten Havel erstmals die Chance gegeben, sich künstlerisch, intellektuell und schließlich auch politisch einzubringen. Dabei boten Kafka und Beckett natürlich das formelle Vorbild; aber inhaltlich war das Thema der satirischen Verfremdung einer absurden Ordnung zeitgeschichtlich vorgegeben: inwiefern der philosophische Außenseiter, der Brüner Essayist Josef Šafařík, für Havel tatsächlich richtungweisend war, wird dagegen nicht recht klar. In Putnas Darstellung ist der Havel der sechziger Jahre in erster Linie der Analytiker bzw. Satiriker einer beschädigten Identität, auch der Bohemien und Libertin, wobei das Beispiel seines Onkels, des Barndover Filmproduzenten Miloš Havel, natürlich immer zitiert wird.

Erst die folgenden Jahre der Isolierung bringen danach eine Wendung ins Positive. Die Begegnung mit dem Philosophen Jan Patočka wird als Auslöser hervorgehoben, aber wohl zu Recht auch relativiert: Die Berufung auf ihn hatte vorwiegend moralische und symbolische Bedeutung (S. 153 f.). Die Geschichte der Charta 77 ist oft erzählt und zuletzt von Vilém Prečan exzessiv dokumentiert worden.<sup>1</sup> Den theologisch ausgebildeten Verfasser interessieren daran vorwiegend die zum Katholizismus tendierenden Gruppen und die im subkulturellen Underground vollzogene Mythisierung der Gestalt Havels. Das ist wie gesagt sein legitimes Recht, ebenso wie die sehr breite Aufschlüsselung der Hintergründe von Havels philosophierenden Gefängnistraktaten, „Briefe an Olga“. Putnas zutreffende Feststellung läuft darauf hinaus, dass Havels berühmtes document humain nur „technisch“ an Ehefrau Olga gerichtet und durch Vermittlung des Bruders Ivan Havel im Kern ein Dialog mit einer Gruppe katholisierender Intellektueller recht unorthodoxer Prägung war. Die Isolierung und der Abscheu vor der offiziellen Wissenschaft führten dabei zugegeben zu manchmal obskuren „Importen“; nach Dafürhalten des Rezensenten wird der nur halbernten „Kampademie“ (nach dem Treffpunkt auf der Insel Kampa) und ihren Autoritäten überhaupt zu viel Aufmerksamkeit geschenkt – auch wenn diese den suggestiblen Häftling H. zeitweise beeindruckt haben. Von Havels „Konver-

<sup>1</sup> Císařovská, Blanka/Prečan, Vilém (Hgg.) Charta 77: Dokumenty 1977-1989. I-III. Praha 2007. — Dazu jetzt die von Vojtech Čelko herausgegebene konspirative Korrespondenz Havel-Prečan: *Havel, Václav/Prečan, Vilém: Korespondence 1983-1989*. Praha 2011, 834 S., mit einer einführenden Studie von Jiří Suk, siehe dazu die Rezension in diesem Heft der Bohemia S. 218 f.



sion“ kann auch nach Ansicht Putnas nicht die Rede sein; seine subjektiven Glaubenserlebnisse bleiben ohne definierbares Objekt (Balabán).

Anstatt inhaltlich auf Havels politische Essays der Jahre nach der Entlassung aus dem Gefängnis (z. B. „Politik und Gewissen“) einzugehen, verharrt die Erzählung bei den Beziehungen zur schon erwähnten „Kampademie“, der auch Havels Faust-Satire „Die Versuchung“ zugeordnet wird. Der metaphysischen Aspekte des Stücks ungeachtet, liegt natürlich Havels Bedeutung auf anderem Felde. Nicht einmal dem wichtigen, 1986 im Exil publizierten „Fernverhör“,<sup>2</sup> Gesprächen mit Karel Hvízďala, wird Beachtung geschenkt: gehört das etwa nicht zum „geistigen Porträt“? Auch der „samtenen Revolution“ wird bezeichnend nur als „Mythos“ nachgegangen, bestenfalls als „Pakt mit dem Teufel“ (250 f.), d.h. den Verhandlungen mit den Machthabern über deren Abwicklung. Die Ebene der Symbolik dient schwer greifbaren metahistorischen Überlegungen zur St. Wenzels-Tradition und zur Vorstellung einer Wiederkehr des legitimen Königs, im Zusammenhang damit der architektonischen Umgestaltung des Hradschins unter Havel. Dieser „hat die Burg in eine Art Theater verwandelt, in dem er für den ganzen Staat [...] spielt“. (S. 278). Elemente der Selbststilisierung scheinen dem Verfasser geradezu wesentlicher als Havels hektische Bemühungen um eine geistig-politische und sittliche Neugründung (seine regelmäßigen „Gespräche in Lány“). Wieder stellt sich ihm die Frage nach Havels Religiosität, jetzt im Zusammenhang mit dem „multikulturellen Schock“.

Als „Antimythos Havel“ werden die sich mehrenden Angriffe und Skandalisierungen der zweiten Hälfte der neunziger Jahre verstanden: Sie waren Ausdruck einer von Havels Vision abweichenden Entwicklung der tschechischen Gesellschaft, und der Präsident reagierte verletzt, auch mit dem „Forum 2000“, einem misslungenen Versuch, die provinzielle Nabelschau mit globalem geistigem Bewusstsein zu konfrontieren.

Das Schlusskapitel stellt sich die Frage, inwiefern das Präsidentenamt Havels Kreativität beeinträchtigt hat; dessen eigene doppelte Antwort sind einerseits ernsthafte („masarykische“) Reflexionen in Form neuer Gespräche mit K. Hvízďala (Prosím stručně, Fassen Sie sich kurz), andererseits einer Satire „Der Abgang“, die die Figur Havel samt seinem Intimfeind V. Klein (= Václav Klaus) in groteske Grimassen auflöst (S. 322 f.). Beide Formen, sozusagen ein doppeltes Vermächtnis, sind authentischer Havel, und gleichermaßen geistig. Putnas allzu enger Auffassung von Geistigkeit zum Trotz ist der Ansatz, sich selbst in Frage zu stellen, eine durchaus geistige Tat; auch das übrige, in der Untersuchung am Rande gebliebene Lebenswerk der Ausnahmepersönlichkeit Václav Havel hätte Bestandteil seines „geistigen Porträts“ sein müssen. Die beachtliche interpretatorische Leistung von Putnas Monographie sollte allerdings durch unterschiedliche Erkenntnisinteressen des Rezensenten nicht in Frage gestellt werden.

Berlin

Bedřich Loewenstein

<sup>2</sup> Siehe die Rezension in: Bohemia 29 (1988) H. 1, 224-226.

*Havel, Václav/Prečan, Vilém: Korespondence 1983-1989 [Korrespondenz 1983-1989].*

Československé dokumentační středisko, Praha 2011, 806+28 S., ISBN 978-80-904228-5-8.

*Hanáková, Jitka (Hg.): Archiv svobody na zámku Schwarzenbergu – příspěvek k historii československého exilu [Archiv der Freiheit auf Schloss Schwarzenberg – ein Beitrag zur Geschichte des tschechoslowakischen Exils].*

Československé dokumentační středisko, Praha 2011, 190 S., ISBN 978-80-904228-6-5.

Der im Jahr 1976 in die Bundesrepublik emigrierte Historiker Vilém Prečan und der im Lande verbliebene, 1983 aus fast vierjähriger Haft entlassene Schriftsteller Václav Havel haben einander zwischen 1983 und 1989 insgesamt 244 Briefe gesandt, die jetzt sorgfältig ediert vorliegen. Unter den damaligen repressiven Verhältnissen war der Kontakt über die Grenze der Systeme hinweg schon technisch alles andere als selbstverständlich – zumal es sich um keine Privatkorrespondenz im eigentlichen Sinn handelte und die beiden engagierten Dissidenten einander zuvor persönlich so gut wie nie begegnet waren. Es ging vor allem um Mitteilungen verschiedener Art, die durchweg nicht für die Augen der Polizei bestimmt waren, um Begleitschreiben zu Sendungen mit Manuskripten, Drucksachen, sogar Medikamenten und elektronischen Geräten – wobei Prečan von Anbeginn die Rolle des uneigennützig Helfenden zufiel. In einer Zeit der Entwertung der Sprache durch das „Normalisierungs“-Regime glaubten beide unbeirrt an die Bedeutung des authentischen Wortes. Der zunehmend weltberühmte Dramatiker führte seinen ungleichen Kampf gegen das „Leben in Lüge“ vor Ort, der Historiker stellte seine eigene Forschung zurück und machte sich Dokumentation und Verbreitung des unabhängigen tschechischen Schrifttums zur Lebensaufgabe. Das war eine respektable Einstellung schon im Hinblick auf die allgemeine Resignation und die vermutete Ewigkeit der sowjetischen Statthalterchaft an der Moldau. Dadurch „erhielten die Worte ihre Fähigkeit zurück, die Welt zu bezeichnen und damit bewohnbar zu machen“, wie Jiří Gruša die Dissidententätigkeit jener Jahre würdigte.

Die Korrespondenz bedurfte außer der Hartnäckigkeit der beiden Hauptprotagonisten natürlich weiterer engagierter Helfer. Die Problematik ist dem Rezensenten aus eigener Lebenserfahrung vertraut, auch die mit jedem Einsatz verbundene Überlegung, ob das Risiko lohnt. Es lohnte dem eigenwilligen deutschen Kulturreferenten Wolfgang Scheur, der in seinem Wagen Unmengen Konterbande zwischen Prag und Weiden/Oberpfalz in beide Richtungen verfrachtete (an die 100 Pakete allein 1985). Mehr noch riskierte die unerschrockene Prager Soziologin Jiřina Šiklová, die das unverzichtbare Zwischenglied zur Gruppe der Dissidenten und Menschenrechtsaktivisten um Havel lieferte. Es gab weitere Mittelsmänner, wie den kanadischen Diplomaten Peter Bakewell. Außer weiteren Namen sollte zumindest der Umstand Erwähnung finden, dass „Emigration kein Gewerbe“ darstellte (Prečan an Havel) und die Mittel der tschechoslowakischen Auslandszentren und -verlage äußerst bescheiden bzw. auf Selbstausschöpfung angewiesen blieben (darüber die informative Studie von Jiří Suk auf S. 779-806 des ersten zu besprechenden Bandes und vor allem der Essay von Gordon Skilling auf S. 9-30 der zweiten Publikation).

Die schwierige und riskante Arbeit, „so wichtig für den Erhalt der kulturellen Identität zweier zivilisierter Nationen in der Mitte Europas“ (Havel 1985), rief nach Koordinierung. Prečans vermittelnde Aktivitäten bezogen alle Richtungen mit ein – 1948er Konservative und Liberale, 1968er Eurokommunisten, Sozialdemokraten, und er fand gewisse Unterstützung auch durch bestehende Einrichtungen. Erst ab 1986 standen aber eine größere finanzielle Förderung durch das „National Endowment for Democracy“ sowie ein Flügel von Schloss Schwarzenberg/Scheinfeld kostenfrei zur Verfügung – nach Gruša eine Ohrfeige für die „antiaristokratischen Rituale der neuböhmischen Identität“. Das Dokumentationszentrum sammelte, edierte, vervielfältigte und verschickte diverse schlecht lesbare Durchschläge von Samisdat-Texten (jährlich kam man auf 100 000 Kopien), es vermittelte finanzielle Unterstützung an verfolgte tschechoslowakische Intellektuelle, bereitete Materialien für Ausstellungen und Tagungen vor. Durch Prečans sorgfältige Hände gingen die meisten Dissidententexte dieser Jahre, darunter so wichtige Publikationen wie Havels Feuilletons von 1969/79 „Um menschliche Identität“, die Dokumentensammlungen „Kniha Charty“ (Buch der Charta) und „Křestané a Charta-77“ (Christen und die Charta-77), aber auch Havels philosophische „Briefe an Olga“; er vermittelte Interviews, den Kontakt zu Verlagen (Klaus Juncker, Josef Škvorecký) und sogar die Entstehung von Havels berühmtem „Fernverhör“. Die jetzt zugängliche Korrespondenz berührt u.a. die „Causa Danubius“, die Verleihung des Erasmus-Preises und des Friedenspreises des deutschen Buchhandels an Havel, das strittige Problem der Politisierung der Charta-77 in den späten achtziger Jahren, aber auch die Computerisierung der Dissidentenszene, die vor allem František Janouchs Stockholmer Charta-Stiftung betrieb, und vieles mehr. Aus dem anderen Band (Archiv svobody) ist insbesondere auf Gordon Skillings schon erwähnte Übersicht der vielfältigen Tätigkeit des Dokumentationszentrums (DZ) hinzuweisen, dessen Förderer und Vorsitzender seines wissenschaftlichen Beirats der kanadische Historiker selbst war. Überraschend ist das breite Umfeld des DZ in Europa und den USA, sein dichtes „Netz der Solidarität und materiellen wie geistigen Hilfen“ für die unabhängige Kultur der Tschechoslowakei, Einsichten in die konspirativen Praktiken und Techniken beim Kontakt mit Dissidenten, zahlreiche Faksimiledokumente und Abbildungen, aber auch Informationen über die Verhinderung von Prečans Anstellung am damals neugegründeten Bremer Zentrum für osteuropäische Dissidentenforschung. Der Rechenschaftsbericht gibt schließlich Aufschluss über die Schicksale des Zentrums nach 1989, dessen Sammlungen nach einigen Peripetien 2003 in den Besitz des Prager Nationalmuseums übergingen und neuerdings im Palais Oettingen-Wallerstein, dem ehemaligen Kleinseitner Gymnasium, untergebracht sind. Ob die jüngeren Generationen an die keineswegs selbstverständlichen Tätigkeiten eines nur verschwindend kleinen Teils der Großelterngeneration herangeführt werden können, dürfte allerdings bezweifelt werden. Das ist umso bedauerlicher, als sich gerade unter den nach 1989 Sozialisierten Desinteresse und Überdruß an der Demokratie verbreiten.

*Haslinger, Josef: Jáchymov.*

S. Fischer, Frankfurt am Main 2011, 271 S., ISBN 978-3-10-030061-4.

Das Wissen über die Rechtsbrüche, die das kommunistische Regime in der Tschechoslowakei nach 1948 begangen hat, ist seit der Öffnung der Archive nach 1989 immens gewachsen. Während die Aufmerksamkeit bislang in erster Linie prominenten Politikern, Wirtschaftsexperten, Künstler und Wissenschaftler als Opfern dieses Unrechts galt, hat der Wiener Schriftsteller Josef Haslinger die Thematik nun auf ein Feld ausgeweitet, von dem man annehmen könnte, dass es vom Terror der stalinistischen Zeit kaum berührt worden sei: den Spitzensport. Teils auf der Basis von Erinnerungen und Quellen, teils in reiner Fiktion entwirft Haslinger in „Jáchymov“ ein eindringliches Bild der Geschichte und Atmosphäre der frühen fünfziger Jahre. Die Grundlage des Romans bildet die Lebensgeschichte des international bekannten tschechischen Hockeytorwarts Bohumil Modrý: Der gelernte Bauingenieur wurde 1950 in einem Schauprozess aufgrund frei erfundener „Beweise“ zum Rädelsführer einer angeblichen Verschwörung innerhalb des Nationalteams und zum „Agenten des westlichen Imperialismus“ stilisiert. Er erhielt 15 Jahre Gefängnis, bei seinen „Komplizen“ fielen die Haftstrafen etwas kürzer aus. Modrý wurde in das Uranbergwerk des nordwestböhmischen Ortes Jáchymov (Joachimsthal) deportiert, wo er mit anderen politischen Häftlingen und Zwangsarbeitern in den Gruben der tödlichen Strahlung von Uran ausgesetzt war. Nach seiner vorzeitigen Entlassung wurden seine Frau und seine zwei kleinen Töchter Zeuginnen seines jahrelangen Dahinsiehens. Modrý starb 1963, im Alter von 47 Jahren, an den Folgen der Verstrahlung.

Haslinger zeichnet das Schicksal der Familie Modrý in dichter Form nach, wobei er vor allem die Methoden der Staatssicherheit (StB) sehr präzise schildert. Etwas langatmig fällt dagegen die parallel erzählte Geschichte des Eishockeyteams aus: Die tschechoslowakische Nationalmannschaft stand Ende der dreißiger Jahre hinter Kanada auf Platz zwei der Weltrangliste. Auch in den ersten Nachkriegsjahren zählte sie zur Weltspitze. Nach der Machtübernahme der KSČ vom Februar 1948 wurden die Grenzen der Tschechoslowakei zwar dicht gemacht, um die Emigrationswelle zu stoppen. Doch für namhafte Persönlichkeiten, unter ihnen auch Leistungssportler, galten Ausnahmen. Ihnen wurden Reisen in den Westen zu besonderen Anlässen genehmigt, wobei sie ihre Familienangehörigen als „Faustpfand“ im Lande zurücklassen mussten. Trotzdem setzten sich weitere Spitzensportler in den Westen ab. Auch Modrý dachte darüber nach, die Tschechoslowakei zu verlassen, nicht zuletzt wegen der Schwierigkeiten, mit denen er als Ingenieur in dem Betrieb zu kämpfen hatte, den er bis zu dessen Verstaatlichung geleitet hatte. Die Ausreise war bereits genehmigt, ein Profi-Angebot aus Kanada angenommen, als ihn Kulturminister Kopecký – der zunächst die Zustimmung erteilt hatte – Modrý wissen ließ, dass aus allem dem nichts werde: Arbeiten könne dieser auch in der Tschechoslowakei und in Russland, wo es „genug Staudämme zu bauen“ gäbe (S. 176).

Doch Modrý blieb bei seiner Entscheidung, nicht weiter in der tschechoslowakischen Nationalmannschaft zu spielen. Er fuhr mit der Familie in den Skiurlaub, während das im Vorjahr zum Weltmeister gekürte tschechoslowakische Team im März 1950 ohne seinen Torhüter nach London aufbrechen sollte. Allerdings wurden die

zum Abflug versammelten Spieler unter einem Vorwand zwei Mal wieder nach Hause geschickt. Versammelt in ihrer Stammkneipe, gerieten sie in ein Gerangel mit zwei StB-Männern, wurden festgenommen und in die Prager Polizeizentrale befördert, wo man ihnen mit brutalen Methoden „Geständnisse“ über ihre angeblichen verräterischen Absichten im Dienste des feindlichen Auslands abpresste. Abwesende Spieler wurden kurz darauf in ihren Wohnungen verhaftet, einige Tage später folgte Modrý. Innerhalb von wenigen Monaten – vom März bis zum Oktober – war der Schauprozess vorbereitet.

Dieser auf historischen Fakten beruhende Kern der Erzählung wird von Erinnerungen einer „Tänzerin“ – an manchen Stellen auch „Erzählerin“ genannten – Figur eingerahmt, die zwar fiktiv, aber deutlich inspiriert ist von der Tochter des Torwarts, Blanka Modrá (geb. 1946). In der Erzählung trifft sie im westböhmischen Jáchymov, wo sie die Urangruben besichtigt, die ihrem Vater den Tod beschert haben, einen Verleger, der sich dort einer Kur unterzieht. In einem zögerlich in Gang gekommenen Gespräch erzählen die beiden Protagonisten einander ihre Lebensgeschichten. Die Tänzerin stellt dem Verleger, der sofort den Romanstoff wittert, schließlich Texte zur Verfügung, die sie über den Vater geschrieben hat. Dieser fiktive Rahmen hat insofern eine reale Dimension, als die Manuskripte von Blanka Modrá, die eine Ballettausbildung in Prag absolviert hatte und nach ihrer Emigration nach Wien (1973) am Burgtheater als Choreographin und Schauspielerin reüssierte, die Hauptquelle für Haslingers Buch bilden. Daneben hat er die Erzählung mit einer Vielzahl von Archivunterlagen und Zeugenaussagen untermauert.

Die Lektüre des Romans erfordert hohe Konzentration, da der Text kompliziert konstruiert ist. Lesenswert ist das Buch auf jeden Fall. Es ist nicht nur spannend, sondern ruft auch die vergessene Geschichte des Bohumil Modrý und damit ein Kapitel aus der Geschichte des Stalinismus in der Tschechoslowakei in Erinnerung.

Bad Homburg

Jiří Kosta

*Ještě jsme ve válce – Příběhy 20. století [Wir sind immer noch im Krieg – Geschichten des 20. Jahrhunderts].*

Post Bellum – Argo – Ústav pro studium totalitních režimů, Praha 2011. 181 S., ISBN 978-80-257-0524-7 (Argo), 978-80-87211-53-3 (ÚSTR).

Die Geschichte von Diktatur und Verfolgung im Comic zu erzählen, mag auf den ersten Blick ungewöhnlich, für Historiker sogar unangemessen erscheinen, wird hier doch „nur“ mit Bildern gearbeitet. Doch handelt es sich um eine der progressivsten Formen historischer Narration im Bereich der Popularisierung von Geschichte. Der Comic hat seit Beginn des 20. Jahrhunderts eine beeindruckende Entwicklung durchlaufen: Anfangs lediglich für Kinder gedacht, haben sich Comics ab den dreißiger Jahren ihren Weg in alle Bereiche des Erzählens geebnet, bis er in den siebziger Jahren auch in der Geschichtsschreibung ankam. Für viele stellt Art Spiegelmans „Maus – A Survivor’s Tale“, eine Geschichte, die das Leben der Juden im nationalsozialistischen Regime anhand der Geschichte von Mäusen (Juden) und Katzen (Nazis) nacherzählt, den Wendepunkt in der Nutzung von Comics bei der Dar-

stellung der Geschichte des 20. Jahrhunderts dar. Kein Wunder also, dass auch die Initiatoren des Bandes „Ještě jsme ve válce“ hier ihr Vorbild sehen.

Am Erfolg von „Maus“ kann man allerdings auch die starke Dominanz englischsprachiger Comics ablesen. Es handelt sich nämlich um das am weitesten verbreitete Werk diesen Typs überhaupt, und das obwohl der für die Geschichte des Kommunismus wichtigste Comic „La Partie de Chasse“ (Die Treibjagd) von Enki Bilal ist. Bilal, Sohn des persönlichen Schneiders von Josip Brož Tito und einer in Belgrad geborenen Slowenin, aufgewachsen in Frankreich, gehört weltweit zu den bedeutendsten Autoren von Comics. Politischen Themen widmet er sich heute jedoch nicht mehr.

Tschechien kann zwar auf eine starke Tradition des Comic zurückblicken, die unter anderem mit Namen wie Josef Lada, Ondřej Sekora oder Kája Saudek verbunden ist, doch verschwand diese Kunstform nach der Zwischenkriegszeit und einem kurzen Wiederaufblühen nach dem Krieg sowie in den sechziger Jahren nahezu völlig. Erst jetzt tragen die Bemühungen aus den neunziger Jahren Früchte, das Genre wiederzubeleben. Bereits von ein paar Jahren hat das Projekt zur „Dokumentation der Schicksale aktiver NS-Gegner“ mit der Überführung von Lebensgeschichten sudetendeutscher Antifaschisten in die Form von Comics experimentiert, doch gelang es nicht, dafür eine breitere Öffentlichkeit zu interessieren. Insofern stellt „Ještě jsme ve válce“ ein Novum dar. Begrüßenswert ist vor allem auch die Tatsache, dass sich hier eine sehr große Zahl an Comickünstlern einbringen konnte.

„Ještě jsme ve válce“ besteht aus 13 Geschichten, deren Szenario auf den „Příběhy 20. století“ (Geschichten des 20. Jahrhunderts) basieren, dem großen Projekt der Bürgervereinigung „Post Bellum“. Diese Vereinigung wurde 2001 von Adam Drda und Mikuláš Kroupa gegründet und geht auf eine private Aktion von Journalisten zurück, die die Erinnerungen von Zeitzeugen an den Zweiten Weltkrieg und die kommunistische Zeit ursprünglich für den Rundfunk aufzeichneten.

Der Leser erfährt in den Geschichten unter anderem von dem Schicksal tschechoslowakischer Soldaten, die im Westen kämpften, den tragischen Erlebnissen von Tschechen in der okkupierten Ukraine, die sich für die Emigration in die UdSSR entschieden, den Wegen jüdischer Kinder während des Zweiten Weltkrieges, Fällen unbewussten Widerstands gegen den Nationalsozialismus und seinen Folgen, dem Trauma eines Kindes deutscher Eltern, das 1945 ein Massaker überlebte sowie von Menschen, die in einer Scheune vor ihren Verfolgern versteckt wurden. Es handelt sich um Erzählungen von Männern und Frauen, von Soldaten und Zivilisten, die Themen Nationalsozialismus und Kommunismus wechseln einander ab. Jeder Beitrag hat einen eigenen Szenaristen, und jeder seine ganz eigene Ästhetik. In der grafischen Umsetzung finden wir hier alles, von klassischen Schwarzweißzeichnungen (Vojtěch Šeda), über Zeichnungen, die an Illustrationen in Publikationen für Kinder erinnern (Vhrsti), bis zu modernen, in ihrer Form expressionistisch anmutenden Comics, am explizitesten bei dem Zeichner Toy\_bok. Einige der Zeichner arbeiten auch mit nonverbalen Motiven, etwa wenn der Erzähler der Geschichte des Massakers in Vráž mit lediglich drei Farben arbeitet: Maisgelb, Zinnoberrot und Grau. Zinnoberrot, das wohl in keinem der Bilder fehlt, ist der Ausdruck für Blut, eine einfache, aber sehr wirkungsvolle Verkürzung.

Jede Geschichte schließt mit einem kurzen Epilog ab, der ein Portrait der Autoren bzw. Zeichner enthält. Hier wird nicht nur die Gesprächssituation geschildert, sondern es werden in manchen Fällen auch subjektive Einschätzungen und Eindrücke wiedergegeben. Diese zum Teil recht persönlichen Anmerkungen stören die sensible Beziehung des Erzählten zum Erzähler. Den Fragestellern kann man an dieser Stelle keinen Vorwurf machen. Doch *Post Bellum* bringt hier auf eine nicht zu vertretende Art und Weise Fragen der Ethik und Moral ins Spiel und präsentiert den Erzähler gewissermaßen als Objekt. Darüber hinaus – und darin besteht wohl der grundsätzliche Unterschied zwischen der Arbeit von *Post Bellum* und professionellen Historikern – traut sich der Historiker nur selten, mit eigenen Kommentaren in den Lauf der Geschichte einzugreifen. Meist hält er sich an eine einheitliche Interpretationslinie, falls er diese verlässt, kommentiert er nicht in diesem Maße subjektiv, wie es hier der Fall ist.

Zugleich enthalten diese Epiloge sehr gehaltvolle, allgemeine Reflexionen über die verschiedenen Erzählweisen, denen der Leser in diesem Buch begegnet: Frauen präsentieren ihre Geschichten anders als Männer, bei ihnen ist Heldentum nicht Heldentum, im Erzählfluss erscheint ihr Handeln lediglich als natürliches Ergebnis einer aus weiblicher Perspektive eigentlich banalen Situation. Männern dagegen gelingt es, die gleiche Geschichte fast als heroische Sage zu präsentieren, in der ihre Entscheidungen und Gedanken im Vordergrund stehen. Die Erzählungen der weiblichen Heldinnen wirken manchmal geradezu distanziert im Vergleich mit ihren männlichen Gegenpolen, so als ob auf der einen Seite die unausweichliche Notwendigkeit dieser oder jener Entscheidung und auf der anderen Seite die Heldentaten der Männer stehen würde.

Wie Mikuláš Kroupa im Epilog anführt, „arbeiten wir mit Erinnerungen, was etwas anderes ist als (beispielsweise) die Arbeit mit Archivdokumenten“ (S. 179). Diese knappe Feststellung ist der größte Stein des Anstoßes bei der Kommunikation mit Historikern in Tschechien, die *Post Bellum* und seinen Projekten vorwerfen, sich vom traditionellen Handwerk der Historiker zu entfernen und entsprechend ihrer journalistischen Vorlieben verkürzte Thesen aufzustellen. Schwer zu sagen, wer in diesem Streit Recht hat. *Post Bellum* bewegt sich auf jeden Fall sicher auf dem Terrain der Popularisierung von Geschichte, das sich den meisten Historikern bislang nicht erschließt und ist damit in der Öffentlichkeit bekannter als die Arbeit vieler historischer Institute. Von einem Kompromiss würden sicher alle Seiten profitieren, zumal in Tschechien eine Institution wie die Bundeszentrale für Politische Bildung in Deutschland fehlt.

„Ještě jsme ve válce“ ist ein unterhaltsamer, aber auch belehrender Lesestoff über die totalitären Regime des 20. Jahrhunderts, von denen sich dem Leser vermittelt über einzelne Schicksale ein Bild zusammensetzt. Der erste tschechische Versuch, diese Geschichte in Comicform zu transferieren, ist überaus gelungen, und das nicht zuletzt auch visuell.